Paul Klopfer

Die deutsche Bürgerwohnung

Eigentum des Vereins „Alt Ulm“
Inv. № 311.

Abbildung 13 (zu Seite 132 bis 136)

Die deutsche Bürgerwohnung

von

Dr. Ing. Paul Klopfer.

Winke und Wege

Für die, welche noch kein Eigenheim haben,
Für die, welche sich eine Mietwohnung einrichten,
Für die, welche ein deutsches Eigenhaus bauen.

Freiburg i. B. und Leipzig
Verlag von Paul Waetzel
1905.

Alle Rechte vorbehalten.

C. A. Wagners Universitätsbuchdruckerei Freiburg i. B.

Meiner lieben Frau

Vorwort.

Tages Arbeit
Abends Gäste
Saure Wochen
Frohe Feste.

Goethe, der Schatzgräber.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort V

Erstes Hauptstück.

Für die, welche noch kein eigenes Heim haben.

1. Der Heimlose 1
2. Vom Willen zur Tat 6

Zweites Hauptstück.

Für die, welche sich eine Mietwohnung einrichten wollen.

Allgemeines 11

1. Die Familienwohnung, a) das Wohnzimmer 34 — b) das Speisezimmer 69 — c) das Wohn- und Speisezimmer 81 — d) das Zimmer der Frau 87 — e) das Herrenzimmer 95 — f) das Schlafzimmer 103 — g) die Nebenräume 106 —
2. Die Junggesellenwohnung 111

Drittes Hauptstück.

Für die, welche ein deutsches Eigenhaus bauen wollen 116

Register und Anhang 139

Erstes Hauptstück.

Für die, welche noch kein eigenes Heim haben.

Motto: Das einfach Schöne soll der Kenner schätzen, verziertes aber spricht der Menge zu.
Goethe.

1. Der Heimlose.

„Heute habe ich zu Hause heizen lassen", sagte mein Freund, der neben anderem „möblierter Herr" ist. „Das heißt also, Du willst zu Hause bleiben", lächelte ich malitiös. Ich wußte, wie oft dem Guten seine solide Absicht — Absicht geblieben war. Aber nein, heute hatte er sich's ganz, ganz bestimmt vorgenommen. Er war — das mußte wohl schon ein paar Wochen her sein — im Februar kommt das vor — Abend für Abend fortgewesen, und das hält auf die Zeit selbst ein „möblierter Herr" nicht aus. Also heute — endgültig mußte es sein — er schämte sich sonst vor dem Februar. Und er ging wirklich heim.

Er wohnte in einem, sagen wir, zeitgemäßen Hause im zweiten Stock, nach vorn heraus, hatte ein Wohn- und ein Schlafzimmer für 50 Mark, mit Kaffee. Es kann auch billiger gewesen sein.

Wirklich, das Zimmer war geheizt; die Wirtin brachte die Lampe und das Abendbrot, und unser Freund hatte eine halbe Stunde Beschäftigung bei Essen und Lesen. Junggesellen lesen, während sie essen, wenn sie allein sind. Und schließlich, als der Tisch abgeräumt war und die Zigarre brannte — da fühlte er sich ganz wohlig und wohnlich und nahm sich vor, von nun ab öfter zu Haus zu bleiben. — — —

Jetzt, lieber Leser, kommt der springende Punkt. Lassen wir unsern Freund ein Buch nehmen, dann wird er in anderer Welt weilen, bis die Stunde oder seine Müdigkeit ihn ins Bett ruft. Er wird aufstehen und gähnend im Schlafzimmer verschwinden. Lassen wir ihn aber kein Buch nehmen, — dann, ja dann wird er womöglich gleich gähnen und im Schlafzimmer verschwinden. Junggesellen gehen vielfach, wenn sie früh abends nach Haus kommen, gleich ins Bett. Ihnen genügte eigentlich schon eine Schlafstelle. — Es ist also nötig, eine dritte Person, einen sogenannten deus ex machina einzuführen, der ihn auf seine Einsamkeit aufmerksam macht — nicht etwa wie ein Heiratsvermittler, sondern wie ein Kunstfreund es tut, ein Freund an schöner Geselligkeit — sie braucht gar nicht aus Menschen zu bestehen —, der ihn aufmerksam macht auf den Grund seiner häuslichen Einsamkeit, auf seine Umgebung, auf seine möblierte Umgebung. Diesen Freund lassen wir eintreten, gerade als unser „Held" seine Zigarre angebrannt hat. Der Freund setzt sich, nachdem er an den andern Knopf des Schrankes (an einem hängt schon

der Mantel des Helden) seinen Überrock und seinen Hut gehängt hat, auf den andern Fauteuil — „und schaut sich stumm ringsum."

Der Held: „— Nun?"

Der Freund: „Na höre mal, hier hältst du's aus? In dem Loch?"

Der Held: „Ja was willst du denn mit deinem ‚Loch' —, ich verstehe dich nicht. Ich bin gut versorgt, die Bude ist nicht zu teuer, ich habe alles was ich brauche —"

Der Freund (langsam): „Das ist's nicht, was ich meine. Übrigens verstehe ich jetzt, warum du so selten abends hier zu Hause bist — — nein, laß nur, das was dir in diesem Augenblick gemütlich vorkommt, ist die Stimmung, die du dem Essen und der Zigarre verdankst. Ohne Essen und Zigarre ist dein Zimmer — nun nicht gerade ein Loch, aber ein viereckiger geräumiger, dir ganz fremder Kasten, mit billigem Möbelkram notwendig und wackelig ausstaffiert, den du vielleicht noch mit einigen eigenen guten Bildern behängst, mit Photographien deiner Lieben und Freunde dir heimelig zu machen versuchst."

Der Held: „Lieber Freund, du kannst einer armen Wittib nicht verdenken, wenn sie nicht gleich Ebenholzmöbel mit Elfenbeinverzierungen für ihre ‚Garçons' kauft."

Der Freund: „Verdenke ich ihr auch gar nicht. Aber dir verdenke ich es, wenn du hier wohnen kannst! Den Fabriken verdenke ich's, wenn sie solchen Schund auf den Markt bringen! Hast du dir das Zeug einmal genau angesehen? Wenn du wünschst,

werde ich es in ein paar Minuten entlarven. Ich werde die Knöpfe vom Schranke ziehen, die du als Kleiderhaken verwendest, ich werde die Verdachung abheben — es ist ja alles mit Zapfen und Loch versehen, und zum Abheben und Wegnehmen eingerichtet, ich werde die Konsole, die Galerien, die Säulchen von dem Vertikow und dem Schreibtisch nehmen — dann werde ich dich fragen: Kannst du mir sagen — wozu das alles angeklebt, aufgesteckt, eingesetzt und geleimt ist?"

Der Held: „Aber das ist doch der Stil, der Renaissancestil!"

Der Freund: „Da haben wir es auf einmal! Also Stil sollen diese Instrumente zeigen! Und zwar altdeutschen Stil! Und das hier (auf die Stileigenheiten zeigend) macht den Stil? — Weißt du, was Stil ist? (Mit Donnerstimme) Stil bist du! (Der Held lächelt.) Lächle nicht! Ich will mich genauer ausdrücken, meinetwegen gelehrter: ‚Stil', sagt Semper, ‚ist die Übereinstimmung einer Kunsterscheinung mit ihrer Entstehungsgeschichte, mit allen Vorbedingungen und Umständen ihres Werdens.' Nun sieh dir mal gefälligst diese ‚Kunsterscheinungen' an deinen vier Wänden auf ihre Entstehungsgeschichte hin an. Die Vorbedingungen, die ein Renaissancemöbel entstehen ließen, liegen eben in der Renaissancezeit, nicht in der Fabrik von Kohn & Meier. Hast du persönlich Vorliebe für Renaissancemöbel, dann kaufe dir echte, fülle ein Zimmer oder besser einen Saal damit, aber dann betrachte diesen Saal als Bild aus der Renaissancezeit. Eigentlich müßtest du

dir Pluderhosen und ein geschlitztes Wams anziehen (echt, wenn ich bitten darf!), damit du in deinem Saal zu Recht bestehen kannst."

Der Held (trostlos): „Ja, aber was soll ich denn — —"

Der Freund: „Fort von hier sollst du — dir deine Möbel selber suchen. Dir nicht gefallen lassen, daß man deine vier Wände, deine eigenen vier Wände, mit Kisten und Kasten bestellt, die selber aus Fichte oder meinetwegen Kiefer, aber wie Eiche gemalt sind, dir eine Zeit vorheucheln, welche ganz andere Menschen sah, als du bist und als ich bin —. Du sollst dir nicht gefallen lassen, daß deine Möbel dir vorschreiben, wohin du deine Bücher zu stellen, deinen Mantel zu hängen hast. Du sollst nicht den Möbeln dienen, sondern deine Möbel sollen dir dienen. Ja, deine Möbel sollen Diener sein. Stumme Diener. Das schließt doch von vornherein aus, daß sie durch unnützen Schmuck sich breit machen. Denn wir lieben eben den Diener, der erst dann redet, wenn wir ihn fragen, und der uns keine Geschichten erzählt von Rittern und von vergewaltigten Linien, wie wir sie im Jugendstil — wohl noch immer — sehen müssen. —"

Während der Rede des Freundes, die den einstämmigen, dreibeinigen ovalen Tisch wackeln, die Häkeldecken rutschen, die dunkelbraun in Gold tapezierten Wände dröhnen machten, — hat der Held sich in seinem Zimmer umgesehen. Es stimmt! Das sind alles doch eigentlich seine Diener, diese Möbel, sie dienen seinen Büchern, seinen Sachen allen, wohl

auch seinen Augen. — Auch die Tapete, die Bilder, der Teppich, die Decke — sie alle sollen doch ihm dienen, seinem Wohlgefühl, seinem Raumsinn. Er versteht den Freund.

Der Held reicht dem Freund die Hand des Einverständnisses. Sie gehen beide ab. Im Café, im modisch, zweckmäßig eingerichteten, wird vom Freunde das Kolleg über die praktische Ästhetik weiter gelesen.

2. Vom Willen zur Tat.

Der im ersten Hauptstück beschriebene „Held" ist ein Typus. Diesen Typus vertretet ihr alle, die ihr bisher die Zeit, da ihr das Elternhaus verlassen habt, euer Leben in möblierten Zimmern zubringen mußtet. Ja, manche von euch sind sogar — von Kindesbeinen an an solche Massenmöbel und Massenwohnungen gewöhnt worden. Denen ist eine Selbstbefreiung aus dieser Fessel hoch anzurechnen. Zu euch aber spreche ich, die ihr wie der „Held" im vorigen Hauptstück den geschwätzigen und falschen Dienern den Laufpaß gegeben habt! Denn damit habt ihr schon den ersten und schwersten Schritt zur Tat getan. Ich habe nun schon angedeutet, daß nicht die Möbel allein daran schuld sind, daß euch die Wohnung unwohnlich, das Heim unheimlich anmutet. Auch Fußboden, Wand und Decke, Fenster, Tür und Ofen tragen ein gut Teil Schuld mit. Ihr könnt bei so großer Anzahl von Mitschuldigen freilich in einer Mietwohnung nicht viel besseres tun, als zu kündigen und auszuziehen. Nun steht ihr vor dem zweiten,

dem ersten positiven Schritt und vor der Frage: Was nun?

Das frage ich euch: was nun? Das heißt: Wie soll ich nun meine Wohnung wählen, damit ich mich wohl in ihr fühle, damit ich gern und viel des Abends zu Hause bleibe?

Ihr sollt sie so wählen und so einrichten, wie ihr sie braucht! Ihr braucht sie zunächst zum freien Atmen und frischen Sehen. So werden Luft und Licht die ersten Hauptbedingungen sein, die ihr an die neue Wohnung zu stellen habt. Also große Fenster und hohe Zimmer? Nein. Aber unverhüllte Fenster und keine zu hohen Zimmer. In einem hohen Zimmer werden wir uns nie warm fühlen, weil die Wärme sich hoch über dem Kopf sammelt, während bei mäßig hohen Zimmern ein Ausgleich der kalten Luft auf dem Fußboden mit der warmen an der Decke leicht möglich ist. Wie sind aber nur die hohen Zimmer aufgekommen?

Die hohen Zimmer sind eine Folge des Palaststiles, der Deutschland in den siebziger Jahren bis zu Ende des 19. Jahrhunderts heimgesucht hatte. Der verhältnismäßige Reichtum nach dem großen Kriege äußerte sich auf dem Gebiete der Architektur in mächtigen italienischen und deutschen Renaissancepalästen. Nicht nur die Großen und Reichen im Lande, sondern auch die Kleinen wollten die Macht und die Größe des geeinigten Deutschland möglichst „mächtig“ zum Ausdruck bringen. Diese erreichten ihre Absicht mit viel echtem und edlem Material — jene suchten das echte und edle Material billig vor-

zutäuschen. Da bargen denn die großen Steinkästen mit ihrem Quader- und Schnörkelwerk jene hohen Räume mit schweren in Stuck nachgeahmten Holzdecken, oder mit einem Bombast von Rokokoornamenten. Tiefgrüne oder braune Tapeten machten, daß im Zimmer ein echt Rembrandtsches Helldunkel entstand, und Portieren, Stores und Vorhänge dämmerten die Bewohner in einen Traum ein; und Licht und Luft gingen in diesem Traume vom schönen Schein jämmerlich zu Grunde. Nun — in der Theorie lachen wir seit einem Jahrzehnt schon über diese Träume. Aber in der Praxis? Die Häuser von den siebziger Jahren werden noch lange stehen und die Räume werden wieder und wieder ihre Bewohner haben. Und wenn der oder jener der Mieter oder der Hauswirte in einem guten Willen auch versuchte, die hohen Palastfenster ihrer Verhüllungen zu entkleiden oder die hohen Wände hell zu tapezieren, die Decke glatt und hell zu streichen,— gemütlich, heimlich, könnten diese Räume nie werden — es müßten denn die Fenster gekürzt und eine Zwischendecke eingezogen und die zweiflügligen Türen durch einflüglige ersetzt werden — damit eine Bürgerwohnung entstände.

Die Außenarchitektur schuf diese unglücklichen Räume. Die Sucht, reich zu scheinen, schuf diese Außenarchitektur. Spät erst sind wir dieses Fehlers bewußt geworden. Nun aber laßt uns mit Gegenwind segeln und sagen: Die Außenarchitektur hat sich nach dem Raum zu richten, der Raum nach dem Bewohner. Ist dieser Gedankengang nicht einfach? Sind wir nicht

die Herren, die sich eine Wohnung schaffen wollen? Wie ist es anders nur möglich gewesen?

Da wird wieder begonnen, dem Mittelstande Bürgerhäuser zu bauen. Keine Zimmerfluchten, nur eine beschränkte Anzahl um einen Vorsaal gruppierter Räume. Nicht hoch, nicht groß. Manches, oft vieles ist daran auszusetzen. Der Mensch kann sich leider Gottes eben erst nach und nach jene entsetzliche Bescheidenheit abgewöhnen, mit der er den sogenannten „ästhetischen Notwendigkeiten" gegenübertritt. Er faßt es immer und immer nicht, daß doch er und nur er allein Maßstab sein soll für seine Wohnung. Viel lieber soll sein Haus von außen „schön" sein, oder mindestens auffallen, als daß er sich darin heimlich fühlt. Die Beziehungen, die in unserem eigenen menschlichen Körper von innen nach außen herrschen, so daß die Form weiter nichts als den Zweck des Organes nach außen dartut, sollten doch zunächst und zuerst als beredte Beispiele für unser eigenes Heim-Schaffen aufgefaßt werden. So sollte unsere Wohnung auch ein Körper sein, geformt nach den Bedingungen, die das Leben uns gibt, nach den Aufgaben, die der Beruf uns stellt, als Arbeitenden, als Ehemann, als Vater.

Natürlich wird jede Mietwohnung etwas Schablonenhaftes an sich haben müssen, denn wenn z. B. in einem Hause von sechs Parteien jede Partei — ganz abgesehen von einem Wechsel — ihrem Wohnen entsprechend sich nach außen individuell kennzeichnen wollte, würde das Haus, ins Menschliche übersetzt, ein Aussehen bekommen müssen, dreimal weniger schön als das

siamesische Zwillingspaar —. Aber von einem Eigenhaus soll mit Fug und Recht verlangt werden, daß es nicht eine Reihe Fenster von gleicher Größe in gleichen Abständen aufweist, sondern daß zunächst jedem Zimmer die ihm notwendige Anzahl und Größe der Fenster gegeben wird — wie es der Besitzer will — und wie später dargelegt werden wird.

Zweites Hauptstück.

Für die, welche sich eine Mietwohnung einrichten wollen.

Allgemeines.

Der Umfang dieses Buches läßt es nicht zu, auf alle Arten deutscher Bürgerwohnungen so einzugehen, daß dem ärmeren und dem reichen Bürger zugleich Genüge geschehen kann. Der wohlhabende deutsche Bürger wird am besten tun, einem der in unserer Zeit nicht mehr seltenen guten Architekten sich anzuvertrauen, mit ihm seine Absichten durchsprechen und versuchen, sich auch in das Detail der Bearbeitung seiner Pläne einweihen zu lassen. Diese Zeilen gelten deshalb mehr dem weniger bemittelten Bürgerstande mit einem Jahreseinkommen von 3000 bis 6000 Mark. Ihr also, die ihr eines großen Tages vor die Frage nach einem eigenen Heim gestellt seid, sei es, daß ihr eine Familie gründen wollt, sei es, daß ihr des „möblierten Herrn" überdrüssig geworden seid, ihr sollt diese Frage mit aller Innigkeit und aller Liebe zu lösen suchen, die sie verdient, da ihre Lösung bis an euer Lebensende ihre Strahlen — oder ihre Schatten

werfen kann, Strahlen, die euren Kindern unvergeßliche stille Freuden sein werden, Schatten, die eine Nachwelt ähnlich berühren können, wie uns die Innenkunst des ausgehenden 19. Jahrhunderts kalt berührt hat.

Die Möbel gehören zu euch — auch wenn ihr die Wohnung wieder und wieder wechseln müßt. Ob sie auf eure Kinder und Enkel sich weiter vererben werden, ich meine mit dankbarem Empfinden weiter vererben werden, sollte eigentlich nur von der Festigkeit ihres Materials abhängen. Doch davon später. Zunächst heißt es in Anbetracht der Möglichkeit öfteren Wechsels der Wohnung nur das Nötigste beschaffen, dieses Nötigste aber wieder so vollendet, vor allem in seinem Umfang, daß auch bei Vergrößerung des Wohlstandes sein Dasein nicht in Zweifel gezogen werden muß.

Und nun müßt ihr mit euch scharf zu Rate gehen und fragen: Wieviel Zimmer brauche ich, brauchen wir?

Unsere Voreltern waren bescheidene Leute. Ihnen genügten in der Hauptsache drei: die „gute Stube", das Wohn- zugleich Speisezimmer und das Schlafzimmer. Die gute Stube! Sie bildete das Familienmuseum, und sie wurde nur geöffnet, wenn große Gesellschaft, vornehmer Besuch da war. Da wurden die Leinwandhüllen von den lilasammetnen Möbeln genommen, und das war ein großer Feiertag, mächtig dick rot angestrichen im Gedächtniskalender des Kindes, wenn es die gute Stube mit den tausend schönen Sachen sehen und betreten durfte. Im Wohnzimmer dagegen spielte sich das ganze intime Leben der Fa-

milie in Freude und Leid ab, langsam oder schnell, heiter oder sorglich, wie es der Tag gab.

Unsere Lebensgewohnheiten sind ganz andere geworden. Wir fühlen in uns, im schroffen Gegensatz zu unsern Voreltern, das Bedürfnis, dann und wann mit uns allein zu sein; und der Knabe dünkt sich glücklich, wenn er sein Studierstübchen hat wie der Vater. Die unzähligen bis ins Kleinste unter sich verschiedenen Lebensfragen stellen schon innerhalb der Familie jeden auf einen besonderen Plan. Das Leben an der Jahrhundertwende hat nervöse Menschen geschaffen. Wir wollen in unserem Heim, jeder für sich, einen Ort haben, wo wir uns, ungestört uns selbst überlassen sein wollen. Nun würde dieses Differenzieren der Wohnung aber vielfach die Summe übersteigen, die wir für unsere Wohnung ausgeben dürfen; wir sind also gezwungen, einigen Zimmern eine doppelte Aufgabe zuzuerteilen. So wird, wenn ich annehme, daß bei einem Einkommen von 3000 Mark ein Fünftel des Gehalts, also 600 Mark, der Wohnung zufließen soll, das Speisezimmer zugleich Wohnzimmer und Musikzimmer sein müssen, das Zimmer des Herrn zugleich Rauchzimmer, das der Frau Empfangszimmer, das Fremdenzimmer wird nur in den ersten Zeiten der Ehe als solches bestehen und wird dann seine wichtigere Aufgabe als Kinderzimmer zu erfüllen haben.

Anzahl der Räume.

Es mag jetzt meiner Meinung nach vollständig genügen, wenn der Mann sowohl wie die Frau ein Zimmer für sich haben und beide sich dann im Wohn- und Speisezimmer zur gemeinsamen Mahlzeit und zu

den schönen Stunden nach dieser zusammenfinden. Der Besuch mag im Zimmer der Frau empfangen werden. Damit ist ein sogenannter Salon überflüssig geworden, ein Raum, der wochenlang nicht benutzt, im Winter, trotz des Besuches oft nicht geheizt wird, und der doch einen ganz erklecklichen Bruchteil der Miete kostet.

Außer diesen eigentlichen Wohnräumen sind das Schlafzimmer, die Küche mit Speise- und Mädchenkammer und einem Küchenbalkon, das Bad, der Abort, ein kleiner Ablageraum, ein geräumiger Vorsaal und womöglich noch ein Fremdenzimmer vorzusehen.

Lage der Räume.

Nächst der Anzahl der Räume ist ihre Lage bei der Wahl der Wohnung am höchsten anzuschlagen. Ich meine nicht nur die Lage nach den Himmelsgegenden, sondern auch die nach der Umgebung. Nun, in der Stadt in der Reihe der Häuser, die eine Straße bilden, ist die Wahl schließlich nicht sehr erschwert: Küche, Treppe und Abort, vielleicht noch eine Kammer und eine Stube nach „hinten" hinaus. Die „Repräsentationsräume" nach vorn. Das ist ganz schauderhaft! Auch noch so ein häßlicher Nachklang der Scheinarchitektur, des Palaststiles! Wir, die wir uns glücklich losgerungen haben vom Repräsentieren und Theaterspielen im eigenen Heim, müssen der Straße zuliebe im kalten, grauen Wohnzimmer an der Nordseite sitzen, nur weil dies die Straßenseite ist, derweilen haben Küche und Kammer die schöne warme Sonne des ersten Frühlingsmittags, können hinunterblicken, wo im Gärtchen die ersten Knospen schwellen, das erste Grün ansetzt, während wir den Blick auf

das trostlose Grau der nassen, schmutzigen Straße haben und den Lärm des Verkehrs nicht los werden, den wir doch fliehen wollten.

Ihr, die ihr das erste Mal im Leben euch für eine Wohnung entscheiden müßt — und diese erste Wahl wird euch doch und soll euch doch das ganze liebe lange Leben eine schöne sein — ihr sollt deshalb möglichst die Straßenzeile meiden. Zieht lieber hinaus vor die Stadt, in die euch so viele Fahrgelegenheiten schnell bringen können. Die Wohnungen draußen sind meist billiger als im Zentrum, wenn ihr auch das Geld der Fahrt in die Stadt und wieder heraus in die jährliche Miete mit einrechnen müßt. Aber draußen — das heißt nicht etwa in den gleichfalls vier Stock hohen Häuserzeilen der Vorstadt, sondern in den Einzelhäusern der die Stadt umkränzenden Vororte —. seid ihr tatsächlich ihr selbst — und die halbe Stunde Weges, die zwischen euch liegt und der „betrogenen geschäftigen Welt", trennt euch von den Sorgen, die der Beruf auf eure Seele doch immer freigebig häuft. Und noch eins! Die Einzelhäuser sind selten höher wie zwei Stock. Angenommen, jedes Geschoß enthält zwei Wohnungen, dann habt ihr nicht wie in der Stadt nur zwei — sondern drei freie Seiten, also noch einhalbmal mehr Ausblick ins Freie, als es in Straßenwohnungen möglich sein kann. Und nun wählt weise! Die Zahl der Baugewerke wird zwar noch nicht in absehbarer Zeit verschwinden, die auf ihrer Schule den Parvenübau haben lernen müssen, und eure Wünsche nach Sonne werden oft auf recht unfruchtbaren Boden fallen. Die Küche wird mit-

samt dem Treppenhaus und dem Abort wieder nach hinten liegen, wenn auch diese Lage die herrlichste Südlage ist —. Die Baupolizei erlaubt ja meist nicht eine Anlage des Abortes nach der Straße zu — das müßten schöne Fassaden werden![1]) — und auch das Treppenhaus wird wohl sobald nicht an die Straße kommen, wenn die Straßenseite auch Nordseite ist. Wahrhaftig! Wenn man von zehn freistehenden Vorortshäusern neun „Kehrt" machen ließe — es würden ganz wunderhübsche Wohnungen daraus werden.

Der Engländer, sagt Muthesius, legt die Küche stets nach Norden. Dem Deutschen ist das ganz gleich. Zuerst sind die Straßen da, dann die Häuser — im polizeilich geregelten Abstand hinter kleinen, gänzlich unbrauchbaren und gänzlich unnützen Vorgärtchen — zum Nachteil des Hinterlandes — und nun werden nach vorn die Wohnzimmer, nach hinten die Wirtschaftszimmer gelegt.

Den schönsten Aufenthalt an warmen Sommerabenden, den Balkon, genießt — die Küche.

Dreht, soweit das angängig ist, eure Wohnzimmer der Sonne zu —. Ob West-, ob Ostseite besser ist, mag die Gegend mit ihren Winden entscheiden. Schön liegt ein Schlafzimmer nach Ost, weil die Sonnenstrahlen des Morgens zum raschen Aufstehen wecken — das Speisezimmer nach Südost — das Arbeitszimmer des Herrn mag als kleineres sich einen be-

[1]) Trotzdem der große Semper es gewagt hat, im Rathaus zu Winterthur die geheimen Örtchen jedennoch an die Hauptschauseite, die Säulenvorhalle flankierend, zu legen.

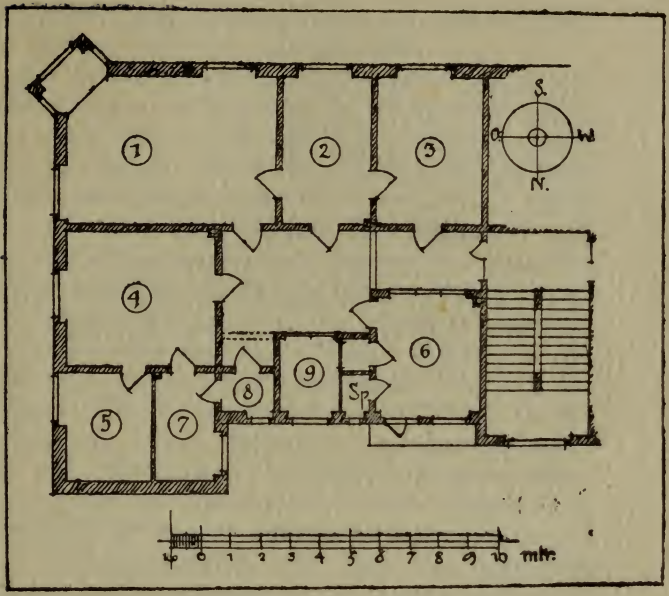


Abbildung 1
(zu Seite 17 und 18).

Raumbenennungen:

1. Wohn- und Speisezimmer.
2. Zimmer der Frau, zugleich Empfangszimmer.
3. Zimmer des Herrn.
4. Schlafzimmer der Eltern.
5. Schlafzimmer der Kinder.
6. Küche.
7. Bad.
8. Abort.
9. Mädchenkammer.

(Siehe auch Anmerkung unter Abbildung 12.)

scheideneren Platz im Grundplan des Hauses suchen, das Zimmer der Frau ebenfalls (Abb. 1).

Wie in unserem Körper die einzelnen Organe aneinander liegen, so daß jedes seine Aufgabe verrichten kann, ohne dem andern lästig zu werden, so sollen auch im großen Körper des Hauses die einzelnen Glieder, die Zimmer aneinander gereiht sein. Es ist einesteils eine schwere Aufgabe, einen Grundriß nach allen den Gesichtspunkten durchzuarbeiten, die uns Gesellschaft und Gesundheitspflege geben; sobald wir uns aber eingehend mit dieser Aufgabe beschäftigen, weckt sie in uns eine außerordentliche Freude. Zwingt sie uns doch, unser eigenes Leben und Wohnen kritisch zu beleuchten. Damit regt sie uns an, uns selbst zu betrachten und unsere Bedürfnisse uns klar zu legen. Wir, wir allein sind ja der Maßstab für unsere Wohnung. Lassen wir uns also nur nichts aufreden vom freundlichen Vermieter! Beobachten wir uns in unsern Lebensgewohnheiten und legen wir diese als Maßstab an die Wohnung an, die uns zunächst preiswert und in der Anzahl und Lage ihrer Räume auch unsern ersten Anforderungen ganz entsprechend erscheint. Zuerst kommen wir in den Vorsaal. Von ihm aus sollen alle Haupträume zugänglich sein. Ich behaupte nicht, jeder Raum, sondern nur dort, wo es wirklich nötig ist. Wir werden später sehen, wie froh wir oft sein müssen, wenn wir einmal eine freie Wand finden, nämlich eine solche, die nicht durch Fenster, Tür oder Ofen besetzt ist. Gerade die Ansicht, daß jedes Zimmer vom Vorsaal oder vom Korridor zugänglich sein müsse, schafft die großen teuren Woh-

nungen — oder aber die Schlauchkorridore. Das Bad kann ja ganz gut durch das Schlafzimmer, die Mädchenkammer durch die Küche zugänglich gemacht werden, nötigenfalls auch das Herrenzimmer durch das Wohnzimmer, wenn das Zimmer der Dame mehr zum Empfangszimmer umgewandelt wird.

Viel notwendiger als die Türen nach dem Vorsaal sind die zwischen den einzelnen Räumen. Der Vorsaal ist meist kalt oder wenigstens kühl. Wir wollen ihn nicht gern kreuzen, wenn wir von einem ins andere Zimmer gehen. Das Kinderschlafzimmer soll jedenfalls unmittelbare Verbindung nach dem Schlafzimmer der Eltern haben, aber dabei auch möglichst nahe am Bade liegen. Das Zimmer der Frau schließe sich an das Speisezimmer (Abb. 1).

Eine weitere nicht genug zu betonende Notwendigkeit hat die Lage eines Abortes innerhalb der Wohnung. Dies ist vor allem bei zwei Familienwohnungen für jedes Geschoß neben der gesundheitlichen Anforderung auch in ästhetischer und ethischer Beziehung ein außerordentlich wichtiges Moment bei Beurteilung eines Grundrisses. Hat der Abort die Tiefe der neben ihm liegenden Räume, so ist der Vorraum davor ein willkommener Ablageraum für alle jene Kleinigkeiten, die die Hauswirtschaft erheischt. Vielfach wird der Abort auch so gelegt, daß seine Beleuchtung in ca. 2 m Höhe aus einem Fenster kommt, das in seinem unteren Teile eine Kammer (Speisekammer oder Mädchenkammer) zu beleuchten hat. Der Abort liegt dann nach dem Wohnungsinnern zu hinter der Kammer. Bei der

lichten Höhe unserer Wohnungen von meist $3^1/_2$ m ist diese Anlage nicht zu verurteilen, zum mindesten der Anlage außerhalb der Wohnung vorzuziehen. Ein unmittelbarer Zugang zum Abort vom Schlafzimmer aus ist dankbar zu begrüßen, wird aber wohl in den wenigsten Fällen vorzufinden sein. Da betreten wir auch schon das Gebiet der vom Hauswirt nicht beliebten Wünsche. So freundlich nämlich ein Hauswirt sein kann, solange wir halbwegs ja sagen, so schnell kann seine Stimmung umschlagen in den Ton eines beleidigten spanischen Granden, wenn wir etwas verlangen, was seiner Meinung nach für 600, 700, 800 Mark eigentlich nicht zu verlangen wäre, denn er glaubt doch sicher, daß seine Wohnungen tadellos seien. Er sei einer der letzten, die den berechtigten Forderungen seiner Mieter nicht die weitgehendsten Zugeständnisse machten, soweit das nur menschenmöglich wäre, — aber auf seine Kosten hier eine Wand einziehen zu lassen, da eine Tür einzubrechen — nein, das geht nicht! Der nächste Mieter würde dann womöglich die Türe wieder vermauern, die Wand weghaben — oder gar ein paar neue Fenster einbrechen lassen wollen! — Wenn der Hauswirt so spricht, dann dürfen wir — ja sollen wir (es ist doch alles verloren!) nun nicht mehr hinter dem Berge halten. Wir müssen ihm, im Interesse des Wohnbaues, ja im Interesse der Kultur, sagen: Sie haben ja ganz recht mit den Fenstern! Warum stehen sie nicht in der Mitte des Zimmers, sondern da eins dicht an der Zwischenwand, dort eines, 1 m davon entfernt? Weil die Fenster außen eine ordent-

liche Reihe bilden sollen? Was geht mich das Außen an! Ich wohne drinnen. Und weil ich drinnen wohne, will ich eben das Fenster für mein Wohnzimmer hierher, und jenes dorthin haben, — ich habe doch keine Lust, mein Büffet zu zerschneiden, damit es dem Fenster da aus dem Wege geht! — Wenn der Hauswirt dann noch anwesend sein sollte, können wir ihn ja wieder zu beruhigen suchen. Wir wüßten ja, sagen wir, er könne nichts dafür, daß sein Haus so verkehrt gebaut sei. Und dann gehen wir bedauernd und achselzuckend davon.

Luft und Heizung.

In der Tat, es ist schlimm mit den Mietwohnungen, auch mit den besseren und besten, bestellt. Der Geschmack ist verschieden. Aber die Herren Hauswirte sollten doch auch bedenken, daß über dem Geschmack die Parole Luft und Licht thront, und daß außer diesen zwei großen Werten für eine Wohnung unumgänglich in jedem Zimmer mindestens eine große Wandfläche vorhanden sein soll. Diesen Wandflächen zuliebe also nicht viel, aber große Fenster, diesen Wandflächen zuliebe den Ofen nicht in die Mitte der Wand setzen, sondern möglichst in eine Ecke, am besten in die an die Außenwand stoßende. Der Schornstein mag ruhig an der Außenseite des Hauses aufwärts laufen — gut isoliert, erfüllt er seinen Dienst vollkommen. Die Erwärmung wird dann gründlicher geschehen können, die kalte Luft, die vom Fenster nach dem Fußboden streicht und weit in die Zimmermitte vordringt, wird dann sofort nach ihrem Eintritt durchs Fenster erwärmt werden und das Zimmer gleichmäßig erfüllen. Wir Deutsche sind gezwungen,

durchschnittlich über ein halbes Jahr lang zu heizen und damit also in künstlich erwärmter Luft zu leben. Es ist bekannte Tatsache, daß nur die gute, d. h. frische Luft wirklich wärmt. Wir müssen also für ständig frische Luft im Zimmer sorgen. Nun ist festgestellt worden, daß die Durchlässigkeit der Mauern, der Fenster und Türen aller Stunden einen halben bis einen vollen Luftwechsel zuläßt. Natürlich hängt das sehr ab von dem Temperaturunterschied zwischen Zimmer und Außenluft (also von der Jahreszeit) und von der Lage des Zimmers selbst, d. h. ob das Zimmer an einer Hausecke liegt oder zwischen zwei ebenfalls erwärmten Räumen. Wir können oft an dem schlechten Brennen unserer Tischlampe bemerken, daß die Menge Sauerstoff anfängt von uns und von dem Lichte verbraucht zu werden. Dann ist es doch notwendig, auch im kalten Winter, die Fenster zu öffnen und einen vollen Luftwechsel, der sich in etwa zehn Minuten vollzieht, zu schaffen. Das Zimmer kühlt sich deshalb nicht eigentlich ab, da jedes Möbelstück die Wärme der Umgebung lange Zeit festhält, und für die frische Luft selbst wie ein Ofen wirkt, sodaß nach kurzer Zeit schon das frisch gelüftete Zimmer seine ehemalige Wärme wieder hat. Wir können uns aber auch bei geschlossenem Fenster einen Luftwechsel verschaffen: Unser guter Ofen beginnt sofort kräftig zu entlüften, wenn wir seine beiden Türen weit öffnen. Wir haben damit eine künstliche Lüftung geschaffen: die Luft des Zimmers wird durch den noch erwärmten Schornstein ins Freie geführt. Durch die Mauern, die Fenster und Türen dringt

immer neue, frische Luft ein. Natürlich geht damit die eigene Wärme des Ofens teilweise verloren. Wir sollten aber wenigstens nie vergessen, vor dem Schlafengehen die beiden Ofentüren weit zu öffnen.

Der deutsche Ofen.

Der Wert des Schillerschen Wortes: „Um des Herds gesell'ge Flamme sammeln sich die Hausbewohner —", die Bedeutung des Feuers, d. h. des Herdfeuers, ist in unserem Deutschland seit der Erschaffung des Ofens bei weitem nicht so groß als in den Ländern, wo als sichtbare Wärmequelle die Flamme, das glimmende oder das strahlende Feuer leuchtet: in dem Kamine. Die mächtigen Kachelofen der Renaissancezeit freilich ließen sich ihre Würde, als Schwer- und Brennpunkt des Raumes zu gelten, nicht nehmen, und auch um sie sammelten sich auf der rundumlaufenden Ofenbank, oder gar auf dem Ofen selbst, die Hausbewohner. Aber schon in den Schlössern und in den Patrizierhäusern der damaligen Zeit finden wir neben der Mächtigkeit der Öfen eine bunte Bewegung in Ornamentik, gemalter und gekneteter, die das behäbige, behagliche, ruhige Moment mehr und mehr verdrängt. Der Ofen ward mit allen möglichen Bildern geschmückt aus der Weltgeschichte und der biblischen Geschichte:

„Mit Schildereien wohl geziert, mit Reimen christlich ausstaffiert" läßt Eduard Mörike den alten Turmhahn darüber berichten. Das Rokoko und schließlich das Empire machten die Öfen zu immer schlankeren Tongeschöpfen, schließlich wurden Säulenstümpfe daraus mit Urnen und Akanthusglocken; ja die Öfen störten die Wand und wurden in Nischen gerückt.

Währenddessen behielt der Kamin in unsern Nachbarländern, vor allem in Frankreich und England seinen alten, bewährten Ruf, Mittelpunkt des häuslichen Lebens zu sein. Die lebhaften Gestalten in den Romanen von Dickens sind wie in dem Bannkreis des flackernden Kaminfeuers geschaffen, einmal grell und hell beleuchtet, einmal düster blau und hart, einmal brennend heiß und dann wieder frostkalt. Gerade der Engländer hat — weniger durch Ornamentik oder gekünstelte Architektur, als vielmehr durch Beobachtung der heiztechnischen und statischen Notwendigkeiten — dem Kamin eine große Vollendung in ästhetischer und wirtschaftlicher Beziehung gegeben. Sogar vieles Mobiliar hat dem Kamin zuliebe seine Gestalt erhalten: die hochlehnigen Stühle, deren Rückenwand dem Bewohner einen sicheren Schutz vor dem dunkeln und kalten Hintergrund gibt, die Ruhebänke, der Teppich vor dem Kamin und die Büchergestelle, die ihn flankieren. —

Wenn in neuerer Zeit versucht worden ist, unsere Heizkörper der Zentralheizungen eine Kaminrolle spielen zu lassen, so ist das beim Versuche geblieben. Die Heizkörper haben weit vorteilhafter in den Brüstungsnischen der Fenster ihren Platz gefunden. Ich kann aber dieser Art von Beheizung keinen Geschmack abgewinnen, einmal, weil sie selbst nicht entlüften, wie ein brennender Ofen es tut, dann aber auch, weil durch den Staub, der sich auf sie niederläßt und beim Anheizen verbrennt, eine trockene, schlecht riechende Wärme erzeugt wird, welche keinesfalls sich vergleichen lassen kann mit der behaglichen, gesunden Wärme,

die der Ofen ausstrahlt. Mehr Glück haben schon die Gasöfen gehabt, die als strahlende und leitende Wärmeabgeber sehr wohl den Kaminen nahekommen. Aber als Deutscher frage ich euch Deutsche: ist es denn gar so unumgänglich notwendig, auch so einen schönen Kamin zu haben, wie die Nachbarn hüben und drüben? Haben wir gar keinen Ersatz für den Kamin, gar keinen Mittelpunkt für unser deutsches Zusammensein, unsere deutsche Geselligkeit?

Ich meine doch: Die gesellige Flamme, nicht des Herdes, aber der Lampe über dem Familientisch — bildet sie nicht einen dem Kamin ganz ähnlichen Mittelpunkt für alle die, welche tagüber von dem Geist der Arbeit dahin und dorthin gestellt worden waren, daß sie sich nun im Bannkreis dieser Flamme die Hand reichen und ausruhen, oder sich Geschichten erzählen oder vorlesen?

Im Gegenteil: Dank gerade unserem deutschen Ofen! daß wir uns nicht um ihn eng zu scharen brauchen, sondern daß er seine wohlige Wärme fast gleichmäßig im Zimmer ausbreitet, wie auch die Lampe über dem Tisch ihre milden Strahlen bis in den letzten Winkel des Zimmers wirft, und keine blauen, kalten, harten Schatten entstehen läßt!

Wie soll ein deutscher Ofen, unser Ofen aber, aussehen? Das wißt ihr nun selbst, nachdem ihr seine stille Aufgabe kennt, ganz genau. Dieser Ofen soll jedenfalls genau so still aussehen, so groß und ruhig, wie es seines Amtes ist. Also keine Blumen daran, keine Landschaften darauf, keine Karniese, Kronen, kein Geschlängel und Geschnörkel. Aber tiefe,

rund gehöhlte Kacheln, die recht viel warme Oberfläche bieten. Einen starken Unterbau für die Feuerung, einen ein wenig zurückspringenden Absatz und dann bis hinauf in gleichfalls hohlrunden Kacheln vier, nach oben vielleicht sich gegeneinander neigende Wände, daß er recht behäbig, recht fest aussieht. Oben einfach mit kräftigem Sims abgeschlossen. Als Farbe möchte ich dunkle eher als helle vorschlagen. Nicht weiß. Weiß ist eine kalte Farbe. Und eine kalte Farbe steht zu einem Heizkörper in einem unvereinbaren Gegensatz. Warmes blau, braun, gelb, rötlich sind alles Töne, die mitheizen helfen.

Diese Schönheitsforderungen alle sollen zunächst für den Ofen des gemeinsamen Zimmers, des Speisezimmers oder des Wohnzimmers gelten. Die Öfen in den andern Räumen müssen vor allem an Größe dem Raume entsprechen, in dem sie stehen. Aber Einfachheit sollte auch im Damenzimmer die vornehmste Anforderung sein, die der Ofen zu erfüllen hat. Gerade das Zimmer der Frau wird — das ist nun einmal so — eine Menge kleinerer, mehr oder minder schöner Andenken, wie sie jedes Jahr bietet, zu bergen haben, es wird in allem und jedem feiner und niedlicher sich geben, als das Zimmer des Herrn und die andern Zimmer dies alle auch tun. Die Individualität der Frau findet in diesem Zimmer ureigensten Ausdruck, um so mehr mag da der Ofen rein als Nutzmöbel betrachtet werden und einfach und still dastehen.

Überdies — daß wir nicht vergessen: Wir haben es mit einer Mietwohnung zu tun. In einer Mietwohnung aber ist es meist Sache des Bauherrn, die

Öfen nach seinem Geschmack auszuwählen und setzen zu lassen. Also ihr Bauherren! Ihr ersten Hauswirte im neuen Haus! Die ihr Öfen setzen laßt und Decken malen und Wände tapezieren! Ihr habt es in der Hand, dem schönsten Möbel seine berechtigte Existenz streitig zu machen — oder aber auch, aus dem einfachsten Möbel ein Kunstwerk zu schaffen. Je nachdem ihr Öfen setzen laßt, Wände tapezieren und Decken malen.

Mieter und Vermieter.

Ihr Bauherrn! Das beste wäre, und jeder Mieter würde euch dankbar dafür sein, ihr würdet in jedes Zimmer den einfachsten Ofen setzen lassen, so ungefähr wie ich ihn beschrieb, und ihr würdet die Decke ganz weiß lassen — auch ohne den Stuckflaten in der Mitte, und ihr würdet die Putzarbeit an der Wand nur bis zum Schlemmen kommen lassen, damit dann der Mieter nach seinem Geschmack ein übriges tun kann: die Wand einfach streichen lassen — oder auch tapezieren. Das wäre das beste. Ist die Wohnung aber schon bewohnt gewesen, dann bessert sie, wenn überhaupt gebessert werden soll, nicht eher aus, als bis ihr den neuen Mieter angehört habt.

Wir Mieter können für unsere sechs-, achthundert Mark nicht verlangen, daß die mit Zementornamenten bekleckste Fassade geändert wird, weil wir nicht in den Verdacht kommen wollen, ästhetisch ungebildete Leute zu sein — wir sagen eben einfach dem Freunde, den wir zu uns bitten: verzeihe, aber ich kann nichts dafür — aber wir wollen wenigstens innerhalb unserer vier Wände Könige sein. Und unsere Möbel, die an diesen Wänden stehen, unsere Bilder, die an diesen

Wänden hängen, brauchen sich die gelbe Klatschrosentapete auf braunem Hintergrunde nicht gefallen zu lassen, denn die Tapete gehört zu unsern Bildern und zu unsern Möbeln — nicht zur Mauer, auf der sie klebt.

Und nun erst die Decke — vom Rokokohörnchen bis zum wahnsinnigsten Kringel und Schlingel des Jugendstils — die Maler haben das noch so in ihren Schablonen — all der Kram, der die Augen dessen, der liegend ruhen will, nicht ruhen läßt, was soll der Störenfried? Wer kein Haus sein eigen nennt, und nicht von vornherein nur für sich seine Decke baut, sondern wer sein Haus in Wohnungen teilt und diese vermietet, hat der ein Recht, seinen eigenen, oft sehr eigenen Schönheitssinn dem fremden Mieter aufzudrängen? Ist der denn besser wie ein Musiker, der fortgesetzt, statt der stillen Begleitung, seine eigene Melodie spielt und sich nicht darum kümmert, welches Lied der andere, dem er das Recht des Leitmotivs eingeräumt hat, pfeift oder geigt? Denn was soll Decke, was sollen Wand und Fußboden anders sein als eine Begleitung, als Hintergrund für die Welt, die sich der Mieter mit viel Liebe zusammenkomponiert hat?

Wand und Decke.

Nehmen wir nun aber an, wir hätten das Glück, keinem kunstliebenden, sondern einem menschenliebenden Hauswirt bei unserer Wohnungssuche zu begegnen, der hätte sich wirklich gesagt, daß bis zur Vermietung Decke und Wand am besten in nur geweißtem Zustand bleiben. Da liegt es nun ganz in unserer Hand, den Hintergrund für unsern Hausrat zu schaffen. Ein Hintergrund sollen Decke und Wände sein, wir werden also von vornherein bei der

Wahl der Tapeten von einem vorstechenden Muster absehen. Werden wir überhaupt allenthalben tapezieren lassen? Es ist altbekannte Tatsache, daß die Lüftung durch die Mauern einen großen Prozentsatz der allgemeinen Lüftung, die bei geschlossenen Fenstern und Türen vor sich geht, bildet. Ich bin deshalb der Ansicht, daß ein Schlafzimmer am besten gar keiner Tapete bedarf, denn ihm ist beständige Lüftung (aber keine Zugluft) am notwendigsten. Die andern Zimmer, die reinen Wohnzwecken dienen, können hingegen alle tapeziert werden, sie würden mit nur gestrichenen Wänden, abgesehen von der Gefahr des Abfärbens der Leimfarbe und des Abbröckelns des Putzes beim Anstoßen der Möbel an die Wand, den kalten Charakter, das Korn der geputzten Mauerfläche zeigen und damit einen fremden Faktor in das rein wohnliche Innere hineintragen, der der Außenwand des Hauses sehr wohl zu eigen sein und bleiben soll — nicht aber den Innenwänden.

Der Amsterdamer Baumeister Berlage, wie auch der und jener englische Architekt, haben versucht, die Ziegel mit ihren weißen Putzfugen ganz nackt auch an den inneren Wänden der Wohnung sichtbar zu lassen. Das mag den Holländern gefallen und dem englischen Stile der Halle ureigentümlich sein. Ich glaube nicht, daß der Deutsche jemals seine Wohnräume damit im Ernste umgrenzen würde.

Im Gegenteil, ich glaube, daß die Tapete und vor allem die rauhe Velourstapete bei weitem mehr zur Wohnlichkeit eines Raumes beiträgt, als es z. B. Leimfarbe und Teppich vermögen. Denn gerade in

einem Zimmer, das vielleicht an Lichtmangel leidet und eine helle Wand fordert, wird eine Velourstapete in heller Tönung immer noch warm wirken.

Sollten nun aber die Zimmer doch schon tapeziert sein, so ist es, wenn die Tapete unsern ästhetischen Ansprüchen nicht genügt, leicht möglich, dieselbe einfarbig streichen zu lassen. Eine Tapete soll eben Hintergrund sein. Das gilt nicht nur für die Möbel, sondern auch für die Bilder. Wir fangen wieder an, uns bewußt zu werden, daß die Bilder ehedem ein Stück der Wand waren, und daß die Zeit, die die Bilder aus der Wand herausgehoben und ihnen einen besonderen Rahmen gegeben hat, im Verschwinden ist. Wir fangen an, die Bildergalerien als notwendige Bildungsstätten und nicht sozusagen als Vorbilder für unsere Wohnungen anzusehen, sondern zu begreifen, daß ein Bild mit der Wand und der Umgebung ringsherum: „ein Bild" geben soll. Die Tapete, die einfarbige, wird der Rahmen, sie umschließt in der Hauptsache das Bild. Deshalb wollen wir eine einfarbige Tapete haben.

Die Frage, welche Farbe wir der Tapete geben sollen, kann des Hausrates wegen, für den der Raum bestimmt ist, nicht erschöpfend angegeben werden. Es mag aber als ungefähre Richtschnur dienen, die Tapeten nie zu hell zu wählen, die Gefahr, ein Zimmer damit zu verdunkeln, liegt selten vor, wenn wir nur die Fenster zu ihrem Rechte kommen lassen — und die Möbel fügen sich besser an die Wand mit einer dunkleren als mit einer hellen Tapete. Bei der Wahl der Farbe sei mutig. Nur achte beim Einkauf oder

bei der Wahl der Farbe genau darauf, ob die Tapete leicht „verbleicht". Rote und grüne Tapete hat große Neigung hierfür, braune, überhaupt Tapete in gebrochenen Tönen, weit weniger.

Die Decke sollte in Mietwohnungen wenigstens weiß bleiben. Ich rate euch dies nicht nur, weil ich mich vor den Ornamenten fürchtete, die die moderne Kunst anmalen und ankleben könnte, sondern auch, weil eine rein weiße Decke das Zimmer hoch macht. Es liegt in unserer Hand, ein Zimmer hoch oder niedrig, groß oder klein zu machen, ohne auch nur eine Wand zu verschieben oder die Decke zu heben oder zu senken. Eine helle Tapete wird einen kleinen Raum größer erscheinen lassen, eine schwere Decke wird einen hohen Raum niedriger machen. Wir brauchen uns nur die Farben der Tapete, den schweren Schmuck der Decke als wirkliche Kräfte zu denken, welche gegen das Innere unseres Zimmers drücken, dann können wir diese Eigenschaften recht bewerten. Wir können nun mit ihnen schalten und walten, wie wir es für unsern Raum am besten erachten. Euch, die ihr ein Heim gründen könnt, das euer eigen bleiben soll und das keinen Mietherrn kennt als euch, euch sind die Hände nicht gebunden bei euren Raumschöpfungen. Ihr wählt je nach der Bestimmung der Räume eine schwere oder eine leichte Decke: im Wohnzimmer mag eine ganz weiße herrschen, im Arbeitszimmer des Herrn eine schwer wirkende Holzdecke, vielleicht nur als eine Reihung flacher, dunkel gebeizter Querbalken mit weiß getünchten Zwischenfeldern, im Zimmer der Frau eine feine Antragarbeit in Stuck: ein einfacher ovaler Ring,

der das Zimmer kleiner erscheinen läßt. Und so weiter. Der Architekt, der bei der Anlage des Hausgrundrisses euch kennen gelernt hat, wird euch das Beste bieten, sofern er nur eure Ansicht die seine nennt, daß nämlich das Haus aus dem Raum herauswächst. Er wird wohl sogar verschiedene hohe Räume schaffen.

Wir zur Miete Wohnenden finden aber wohl überall die gleichen hohen Räume. Eine schwere Decke in Holz zu bilden, um den Raum klein zu machen, wäre ein Unding. Hier ist es am besten, wir ziehen die Decke einen Meter auf die Wände herunter, d. h. wir lassen die Tapete einen Meter unter der Decke aufhören, schließen ihren oberen Rand mit einer einfarbigen (nicht goldenen) schmalen Leiste ab und streichen die Decke mit kleiner oder großer Kehle rein weiß. Ist freilich schon Stuck da, dann mag der Maler alles weiß übermalen. Das muß der Herr Hauswirt gestatten. Die runden Stuckplatten aber, in deren Mittelpunkt der Lampenhaken zu sitzen pflegt, müssen weg. Zunächst: woher weiß der Herr Hauswirt, daß wir die Hängelampe und den Familientisch in der Zimmermitte haben wollen? Wird er sich überhaupt überlegt haben, ob nicht in dem doch wahrlich nicht zu großen Zimmer dann noch Platz ist für die vielen andern Möbel, die an der Wand aufgestellt werden müssen, ohne den Gang zwischen ihnen und dem Speisetisch zu hindern? Ich glaube, er wird sich gar nichts dabei gedacht haben. Und das ist der Fehler. Denn auch ohne Lampenhaken, rein ästhetisch betrachtet, ist der runde Schild aus Papierstuck deshalb nicht vorteilhaft für das Zimmer, weil er es

klein macht. Es ist nun einmal bekannte Tatsache, daß ein Viereck ohne Mittelfüllung größer erscheint als eines, welches eine solche aufweist, denn auch in der Ästhetik gibt es eine Massenanziehung — alle optischen Täuschungen mögen darauf beruhen. Lieber Herr Hauswirt, laß also bitte den Pfannkuchen im Mittel der Decke bei deinen uns gewidmeten Zimmern weg. Der freie Himmel über uns schafft uns freie Gedanken, eine Wolke drückt. Sonst — sonst schrauben wir den Papierstuck ab und schaffen uns unsern Himmel selbst. Ziehen wir aber wieder aus, so wird der Kuchen wieder angeschraubt.

Der Fußboden.

In den meisten Mietwohnungen wird ein einfacher Dielenfußboden vorzufinden sein, entweder aus schmalen Riemen oder aus breiten Brettern. Der bessere ist der aus schmalen Buchen-, Ahorn- oder Eichenriemen. Er ist auch der seltenere. Der Durchschnittsfußboden für unsere bürgerlichen Wohnungen ist der Brettfußboden; die Bretter sind oft gegen 40 cm breit. Mit der Zeit schwindet das Holz und es entstehen ganz entsetzlich weite Fugen. Die werden „ausgespänt". Der Fußboden wird geölt oder gestrichen und lackiert. Wir müssen mit ihm zufrieden sein. Denn wenn wir auch versuchen wollten, einen gleichmäßigen Fußboden vielleicht durch einen einfarbigen Linoleumbelag zu erreichen: nach kurzer Zeit würden die Fugen des Fußbodens im Linoleum gekennzeichnet werden. Freilich, haben wir langjähriges Bewohnen unseres Heimes vor uns, dann lohnt es sich, die Bretter abhobeln, die Unebenheiten mit Gipsmasse ausgleichen und dann das Linoleum auf einer Pappunterlage von einem kundigen

Tapezierer ausbreiten und aufkleben zu lassen. Ein Linoleumfußboden ist nicht so kostbar als ein Teppich, aber er tut dem Teppich ähnliche Dienste, er dämpft den Schritt, er macht den Boden, auf dem die kalte Luft am längsten ruht, schon durch seine Farbe warm und gemütlich — und — das ist sein Vorzug vor dem Teppich: er ist der Gesundheit ein Freund, weil er sauber ist und leicht abwaschbar, weil er kein Staubfänger ist wie der Teppich. Die Muster, die der Linoleummarkt uns gibt, sind außerordentlich zahlreich und haben meist künstlerischen Wert. Ich würde aber wiederum, wie bei der Tapete, eine möglichst stille Farbe, Ton in Ton empfehlen. Diese Farbe muß die ganze Stärke des Linoleums durchdringen, sie darf also nicht aufgedruckt sein, weil es sonst bei längerem Gebrauch bald mit der Herrlichkeit vorbei sein würde. Zur Pflege des Bodens empfiehlt es sich, das Linoleum alle 4—6 Wochen zu bohnen.

Den Hauseigentümern steht auch beim Fußboden eine große Auswahl zur Verfügung. Sie mögen ihr Speisezimmer mit Parkett auslegen lassen und hier und da durch einen Teppich, ein Fell den kalten, blanken Eindruck etwas mildern. Im Arbeitszimmer und im Kinderzimmer mag Linoleum der geeignete Fußboden sein, und das Zimmer der Frau wird ein einziger Teppich einnehmen, der den Eindruck des Ganzen beherrscht. Es sind im allgemeinen nur diese Winke zu geben, denn jede Farbe, ja jede Farbennüance muß sich einem einzigen Gesamtakkord unterordnen, dessen Innigkeit und Stärke im Wohnzimmer

anders ist als im Speisezimmer, im Zimmer des Herrn anders als in dem der Frau.

1. Die Familienwohnung.

a) Das Wohnzimmer.

Das Wohnzimmer im allgemeinen.

Cornelius Gurlitt sagt in seinem nun schon bald zwanzig Jahre alten, aber immer noch gleich frischen Buche „Im Bürgerhause“:

„Wenn du aber für dich ein Heim schaffen, selbst Künstler werden willst, so sollst du nur auf dich Rücksicht nehmen. Ist die bestehende Kunst im Gegensatz zu dir, dann ist sie für dich unverständlich. Suche dich nicht mit Dingen zu umgeben, die du nicht verstehst.“

Bei jedem Zimmer, das wir schaffen wollen, soll uns das Wort: Du sollst nur auf dich Rücksicht nehmen“, voranleuchten als Leitstern. Nur so tragen wir dazu bei, eine Zeit werden zu lassen, die einen Stil hat. Denn wir selbst sind Kinder dieser Zeit, in uns wirkt das, was dieser Zeit eigentümlich ist. Schaffen wir aus uns heraus, so schaffen wir aus dem Geiste dieser Zeit heraus. Unsere Schöpfungen sind zugleich Schöpfungen des Zeitgeistes, der uns beherrscht. Die Summe aber dieser Schöpfungen, das Ergebnis des Wirkens dieses Zeitgeistes — auf einem Gebiete der Kultur, hier also auf dem Gebiete des Hausrates, des Kunstgewerbes, nennen wir den Stil dieser unserer Zeit. —

Freilich, freilich, der Zeitgeist! Das ist so ein Ding, so ein vielköpfiges, unübersehbares, unfaßbares,

nach dreißig oder vierzig Jahren erst eigentlich erkennbares — Ungeheuer! Seine wahre Gestalt verbirgt es hinter Flitter und Moden, Masken und Unarten.

Wir selbst, die wir diesen Zeitgeist in uns tragen, die wir dieses Ungeheuer bilden helfen, dürfen uns aber nicht von Flitter, Moden und Masken täuschen lassen, sondern wir müssen das rein Menschliche zu finden trachten, das unserer Zeit eigen ist, das uns selbst eigen ist, das rein Menschliche, das wir selbst ohne Kommentar und Reklame verstehen und erkennen können.

„Suche dich nicht mit Dingen zu umgeben, die du nicht verstehst."

Nun sind wir aber auch in unserem „zu Hause" oft gezwungen, dem Ungeheuer „Zeitgeist" zu gehorchen und mindestens zwei an sich ganz verschiedene Rollen zu spielen; einmal die schöne Rolle: hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein — und dann die schwere Rolle des Gastgebers. Wohlverstanden: wir brauchen, nicht einmal in der Einrichtung des Fremdenzimmers, uns selber fremd zu werden — indes: — gibt es nicht Gäste, denen die Hausfrau, auch die beste und sauberste, mit der Wirtschaftsschürze, ohne einen Blick in den Spiegel begegnen möchte? — Also erleidet unser Selbst doch schon eine gewisse Einschränkung. Wir müssen, genau so wie wir unsere Hausjacke mit dem „guten" Rock tauschen, auch eine, ich möchte sagen „festlichere" Umgebung schaffen. Und da wir doch nicht unser Wohnzimmer einmal für uns, das andere Mal für die Gäste ausstaffieren können, müssen wir, um zuerst

beim Wohnzimmer zu bleiben — dieses Wohnzimmer so zu gestalten suchen, daß ihm bei aller Gemütlichkeit etwas Feierliches anhaftet. — Das ist zunächst notwendig, wenn das Wohnzimmer zugleich das Speisezimmer sein muß. Dabei soll aber beileibe nicht das festliche Moment aufdringlich oder gekünstelt erscheinen, sondern es soll ebenfalls uns selbst verraten — nur nach der festlichen Seite hin. Jeder Mensch ist eben ein Stückchen Zeitgeist. In seinem eigenen Heim lernt er an sich zwei Seiten kennen, hört er in sich zwei Saiten klingen: die eine, die die Hausmusik macht, die andere, die Festestöne werden läßt. Beide Saiten sind in ein und demselben Menschen, sind menschlich und sollen zu Menschen reden. Nun wird freilich die festliche Saite gar selten, ich möchte wohl sagen, zu selten angeklungen, da kommt es denn, daß sie nicht den weichen, herzlichen Ton hat wie die häusliche Saite, sondern hart klingt — oft auch überhaupt nicht den rechten Ton hören läßt. Es gibt soviel Menschen, deren Festlichkeit etwas recht Hölzernes an sich hat. Das können ganz ausgezeichnete Hausväter sein — aber ihr Speisezimmer! Oder gar ihr „Salon"! — Haben solche Menschen die Mittel dazu, dann beauftragen sie einen Architekten, einen Innenkünstler, daß er ihnen Repräsentationsräume schafft. Aber passen sie selbst in diese Räume hinein? Doch ganz gewiß nicht. Die Gäste fühlen das sicher auf den ersten Blick, sie bewundern die Räume, den Künstler, der sie geschaffen. Sie fühlen sich gehoben in diesen Räumen, sie stimmen wohl selbst gut zu diesen Räumen — oft besser als deren Eigentümer. Der fühlt

sich dort fremd. Es sind seine Räume und doch wieder nicht. Der Zwiespalt wird nie bestehen, wenn wir uns vornehmen, unsere Umgebung mit Aufmerksamkeit und Liebe *selbst* zu bilden.

Derjenige von uns, dessen Mittel ihm erlauben, ein besonderes Wohnzimmer und ein besonderes Speisezimmer sich zu schaffen, ist entschieden im Vorteil. Er kann dem Wohnzimmer die Stimmung geben, die er finden will im *engsten* Kreise der Seinen, dem Speisezimmer wird er den Festtagsglanz verleihen.

Das Wohnzimmer an sich.

In seinem Wohnzimmer will er sich „*gemütlich*" fühlen. Gerade das Wörtchen *gemütlich*, dieses rein deutsche, in andern Sprachen nie voll und gründlich wiederzugebende Wörtchen sollte zum Kennwort für das Wohnzimmer einer deutschen Bürgerwohnung werden. Dem Hausvater soll das Wohnzimmer eine Stätte des Ausruhens sein vom Tagewerke, der Hausfrau ist es zugleich ein Raum der Arbeit, den Kindern ein Tummel- und Spielplatz unter den Augen der Eltern. Aber auch der Gast, den wir lieb haben, der nahe Freund und die beste Freundin mag hier im Wohnzimmer einen Platz finden. Denn mit dem Herzen, das wir diesen Freunden schon vor Jahren erschlossen haben, haben wir die Pflicht, ihnen das *Herz unseres Heimes* zu öffnen; sie werden im Wohnzimmer nur das finden, was ihnen unser Herz längst und gern verraten hat.

Stellung der Möbel.

Das Wohnzimmer braucht nicht groß zu sein, wenn es nicht zugleich Speisezimmer sein soll. Es genügt dann eine Abmessung von 4 × 5 m oder 4,5 × 4,5 m ausschließlich eines Erkers, der der Frau

gleichsam als Platz für ihren Thron, von dem aus sie das Zimmer überblicken kann, dienen mag. Finden wir eine Mietwohnung mit einem Eckzimmer, das also von zwei Seiten Licht erhält, um so besser. Denn die verschiedene Fensterlage ermöglicht einmal eine schnelle und gründliche Lüftung, dann aber ist die Einwirkung des Lichtes in den zwei sich senkrecht kreuzenden Richtungen eine bei weitem angenehmere und abwechslungsreichere, als wenn aus zwei in einer Flucht befindlichen Fenstern das Licht die ganze Tiefe des Zimmers durchmessen soll. In diesem Falle kann nur eine helle Tapete die Eintönigkeit etwas mildern.

Hell soll das Wohnzimmer sein, bis in die fernsten kleinen Winkel soll das Licht dringen.

Von den Fenstern gehört eines der Frau. Der Fensterplatz dort, der seine besondere Bedeutung durch einen etwa 20 cm hohen Tritt erhält, gewinnt außerordentlich, wenn er sich innerhalb eines Erkers befindet, jedoch ist dieser Erker dann kaum zu benutzen, wenn in der kalten Jahreszeit nicht besonderer Schutz vor Kälte geschaffen wird, oder wenn der Ofen ganz an der hinteren Innenwand des Zimmers steht. Die Frau soll aber den besten Platz im Wohnzimmer haben, denn hier ist ihr zweites Arbeitsbereich, wenn sie die Wirtschaft und die Küchenarbeit hinter sich hat. Sobald also die unglücklichen Abmessungen des Zimmers oder die ungünstige Stellung des Ofens einen solchen Erkerplatz zum Gebrauche unmöglich macht, soll er lieber leer bleiben, er mag dann den Blumen oder aber zum Spielplatz der Kinder dienen. Die

Kinder werden die paar Quadratmeter Fußboden, die nicht mit Bank oder Stuhl oder Tisch bestellt sind, dankbar begrüßen. Die Mutter wird dann am andern Fenster vor ihrem Nähtisch sitzen.

Nächst dem Platz für die Frau heißt es den eigentlichen „Familientisch" unterbringen. Da hier angenommen werden soll, daß das Wohnzimmer und das Speisezimmer getrennte Räumlichkeiten bilden, beschränkt sich die Aufgabe, die wir an den Familientisch stellen, auf ein, ich möchte sagen, mehr seelisches als leibliches Gebiet, d. h.: der Tisch soll, vor allem des Abends, die Familienglieder an seiner Tafel vereinigen nicht zum Nachtmahl, sondern zu den Stunden nachher; die Frau und die Töchter werden sich mit ihren Handarbeiten beschäftigen, die Jungen mit den Schularbeiten. Der Vater wird hier die täglichen Fragen mit seinen Lieben besprechen, die Schule und Haus angehen.

Wir sehen aus den Aufgaben, die an den Familientisch gestellt werden, daß dieser vor allen andern Jahreszeiten seinen Beruf im Winter wird am ausgiebigsten zu erfüllen haben, wie ja auch alle Hausgeräte ihren wahren Wert am ehesten im Winter offenbaren und wir in ihnen dann am besten die echten und die schlechten Freunde erkennen können. Ich habe oben gesagt, daß die Lampe, vor allem die Hängelampe über dem Familientisch, in Deutschland einen ähnlichen Mittelpunkt oder Schwerpunkt des Zimmers darstellen soll wie in unsern Nachbarländern Frankreich und England der Kamin. Ich will hier dem hinzufügen, daß, wenn wir den Familientisch mit seinem Lichtmittelpunkt so in die Tiefe des Zimmers rücken, daß

er der Wärmequelle unseres Ofens am nächsten steht, dieser am ehesten derselbe liebe Freund für uns werden kann wie unsern Nachbarn der Platz um den Kamin. Gurlitt sagt mit Recht: Man möchte mit der Geliebten am Kamin, mit der Familie am Ofen sitzen. Nur möchte ich das „am Ofen sitzen" nicht in dem Sinne auffassen, als ob eine Ofenbank nötig sei, um die Familie hier zu versammeln. Die Ofenbank bietet freilich den nächsten Sitz an der Quelle der Wärme, indes verbietet sie zugleich ein Sichgegenübersitzen, ein Sichindieaugensehen bei der Unterhaltung — auch lehnen wir lieber stehend am Ofen, als wir daran sitzen — (ich möchte eine Ofenbank auch hygienisch für nicht einwandfrei hinstellen). Die Ofenbank ist nach alledem ein Möbelstück untergeordneter Stellung, das schnell beschafft werden kann, wenn nur ein Wunsch danach laut wird, das aber nicht den Wert des Tisches in der Nähe des Ofens irgendwie beeinflussen kann.

Mit der Verschiebung des Tisches nach dem Ofen und damit zugleich des Lichtmittelpunktes aus der Deckenmitte ist dem schon mehrfach erwähnten Papierstuckkuchen der Garaus gemacht. Der Lampenhaken erhält eine bescheiden große Rosette aus Metall und trägt die zum Hoch- und Niedrigstellen eingerichtete Hängelampe.

An den Wänden, welche die Ecke bilden, in der der Familientisch steht, können gut Sitzplätze angebracht werden, als Bänke oder als Polstermöbel. Ich gebe den einfachen, vielleicht mit geflochtenem Rohrsitz versehenen Bänken der Bequemlichkeit des Daraufsitzens

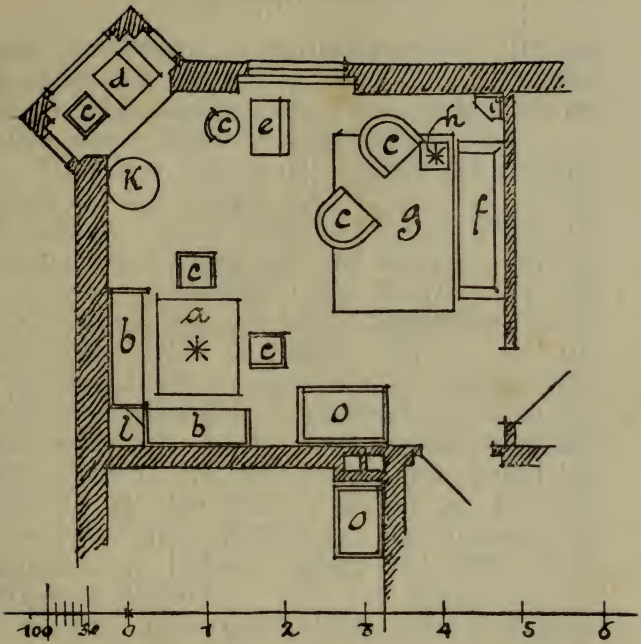


Abbildung 2, Wohnzimmer
(zu Seite 87 ff.).
Größe 4,5 × 5 m.

Mobiliar:

a) Familientisch.
b) Bank.
c) Stuhl.
d) Nähtisch.
e) Kinderpult.
f) Sopha.
g) Teppich.
h) Tischchen.
i) Wanduhr.
k) Blumentisch.
l) Eckschrank.
o) Ofen.

* = Leuchtkörper.

halber den Vorzug vor den Polstermöbeln. Je nach dem Geschmacke können wir durch Kissen dem Sitze die gewünschte Weichheit und Tiefe verleihen. An den beiden andern Tischseiten mögen Stühle stehen.

Die Wände sind es, die zunächst uns die Hand binden bei dem Walten und Schalten mit unserer Einrichtung. Es ist deshalb immer am besten, wir versehen uns anfangs nur mit wenigem, durchaus notwendigem Mobiliar. Wir kommen dann nicht in die Verlegenheit, eine schönen Bücherschrank in das Badezimmer stellen zu müssen. Und — auch rein ästhetisch betrachtet — macht es einen schlechten Eindruck, wenn alle Wände mit Möbeln eng bestellt sind: Wir wollen doch auch im Möbel denselben ästhetischen Wert erkennen, den uns ein Bild schon gelehrt hat. Während aber das Bild im Vorteil ist, sich durch einen entsprechenden Rahmen vor dem Bedrängnis der Umgebung zu schützen, entbehrt das Möbel dieses schützenden Rahmens, — und muß deshalb ein doppeltes Recht auf die Wand haben, auch auf die Wand zu seinen beiden Seiten. Es soll uns also nicht genügen, wenn wir für ein Möbelstück gerade die „passende" Wand, d. h. eine Wand gefunden haben, die gerade so breit ist als das Möbel — sondern das Möbel soll zur Geltung kommen auf der Wand. Wand und Möbel sollen das Bild machen.

Auf unser Wohnzimmer bezogen wird uns die Befolgung dieser ästhetischen Anforderungen nicht sehr erschwert. Unsere Möbel: der Nähtisch, vielleicht noch ein kleiner Schreibtisch oder ein Pult für den Jungen zur Schularbeit, Tisch mit Bank und Sofa finden,

auch wenn alle vier Wände mit Fenster und Tür durchlocht sind, ihren Platz und ihren Rahmen.

Art der Möbel.

Nachdem wir die Stellung der Möbel zueinander und zu den Zimmerwänden betrachtet haben, können wir unsere Aufmerksamkeit der näheren Durchbildung des Wohnzimmers widmen. Wir wollen zunächst die Möbel betrachten, denn erst dann können wir die Wände und ihrem Farbenton bestimmen und den Schmuck derselben, sowie die Fensterbehänge usw., wenn wir über Gestalt und Farbe des Mobiliars klar sind. Aus welchem Holze sollen unsere Wohnzimmermöbel sein?

Es ist in der letzten Zeit Stimmung für Kiefer gemacht worden. Kiefernholz, gut ausgesucht, bietet eine außerordentlich zarte und stille Maserung. Weichheit und Zartheit sind sein besonderes Charakteristikum. In „Dickten" geleimt[1]), arbeitet es nicht; dunkel gebeizt, wirkt es vornehm. Dabei ist es nicht teuer. Nur eines möchte ich dagegen einwenden: Für ein Wohnzimmer eignet es sich gerade wegen seines Charakteristikums schlecht. Von allen Zimmern wird doch das Wohnzimmer am meisten benutzt. Da ist hartes Holz und grobmaseriges das beste Möbelmaterial und die Eiche bietet für ein langdauerndes gutes Aussehen die beste Gewähr. Der unangenehm bleichsüchtige Ton des Holzes wird vielleicht dunkelbraun oder -grau gebeizt. Die grobe Maserung macht eine kleine Beschädigung unauffällig.

---

[1]) Es werden Bretter in verschiedener Faserrichtung aufeinander geleimt.

Die Möbelkunst beginnt wieder Kunst zu werden. Die Zeiten, in denen die Fehler in der Holzfläche durch Profile und Gesimse „kaschiert" werden konnten, sind fast vorüber. Nur die billigste Ware findet sich noch unter den Profilmöbeln. Also ist die moderne Kunst doch noch keine Volkskunst? In dem Sinne allerdings nicht, als sie für den gleichen Schleuderpreis gute Ware liefern könnte. Wer sagt denn überhaupt, daß die Kunst billig wäre? Das haben die Fabriken verbreitet, die dem Handwerkstischler das Werkzeug nahmen, die die Profileisen in die Maschine spannten und im Nu das schufen — scheinbar das schufen —, was der Handwerksmann erst in sauern Stunden schaffen konnte. Die Kunst ist nicht billig, und eine Kunstware — auch eine Volkskunstware — kostet Geld, mehr Geld, als euch die Maschine weisgemacht hat. Ich will nicht die Maschine in Grund und Boden wünschen! Sie ist von großem Nutzen, wenn es heißt Bretter schneiden, Bretter hobeln, spunden, fräsen und nuten, aber man soll ihr nicht zumuten, Tischbeine zu profilieren, Schrankverdachungen zu schneiden und zu stechen, Galerien zu drehen. Die Maschine ist dumm und macht alles im einzelnen, ohne sich zu fragen, welchem Ganzen dient dieses Einzelne? (Mit der Maschine meine ich auch den Arbeiter, der, wie die Maschine, nicht fragt: wozu? weshalb?) Erst wenn der Tisch dasteht, sehen wir: die Beine gehören nicht zum Tisch, denn sie stecken mit einem Zapfen im Loche der Zarge —. Wie soll es aber sein? Die Zarge soll in den Beinen befestigt sein — denn die Beine tragen die Tischplatte, nicht

Die Gebrauchsgegenstände.

die Zarge — und die Zarge soll nur das Verbindungsstück zwischen den Beinen sein, denn sie erst gibt den Beinen die notwendige Steifigkeit. Aber anders ist es billiger: der Zapfen wird den Beinen mit angedreht, die Zarge erhält an den Tischecken einen Verstärkungsklotz angeleimt, der bekommt das Loch für den Zapfen des Tischbeines. Manchem mag das schließlich kein Unterschied sein — doch die Zeit belehrt ihn des besseren. Die Zapfen trocknen zusammen, die Beine werden locker, der Tisch wackelt. Dem beugt der kundige Maschinenmann dadurch vor, daß er die Beine durch einen Steg verbindet. So hält der Tisch schon länger. Aber der Steg ist dem, der am Tische sitzt, stets im Wege. Dann wird der Steg X-förmig gemacht. Die Haltbarkeit dieser Form in Holz ist nun erst recht fraglich und diese Frage wird bald entschieden, wenn das Mittelstück abgetreten ist. Denn unsere Füße finden hier einen schönen Aufstand.

Es würde zu weit führen, die „billigen" Möbel einzeln als Schundware, denn das sind sie mehr oder minder, zu entlarven. Wir wollen aus diesem einen Beispiel nur lernen: beim Einkauf das Billigste mißtrauisch betrachten, am besten einen Kenner zur Mitbegutachtung bitten. Denn auch das teure, uns im besten Sinne modern Erscheinende, ist oft ein Werk klugen oder auch unklugen Betrugs.

Noch eine Warnung: Vorsicht beim Einkauf in den großen Warenhäusern! Ein fachmännischer Begleiter ist hier ganz unerläßlich, wenn die betreffende Firma nicht zugleich eine Fabrik hat, die man auch besichtigen kann. Was wird von manchem Händler nicht

als echt ausgegeben! Wieviel Mittel stellt uns doch die Chemie zu Gebote, wenn es heißt, Kiefer oder gar Fichte in Eiche zu wandeln, Birnbaum zu färben, daß Ebenholz „entsteht" u. s. f.! Mehr Vertrauen dürfen wir den Firmen entgegenbringen, die in den guten Kunstzeitschriften empfohlen werden[1]). Sie sind nicht billig, doch ich wiederhole: Wir wollen endlich davon abkommen, die Kunst billig zu haben! Wir sprechen nicht umsonst von „teuren" Freunden. Und Freunde, dienende Freunde sollen uns unsere Möbel sein. Wenn wir unsern Hausrat fertig kaufen wollen, dann haben wir das Recht, uns in den Räumen genau umzusehen, wo er entstanden ist. Ein reeller Kaufmann oder Fabrikant führt uns mit Stolz in seinen Werkstätten herum, er wird uns gern die einzelnen Stücke dieses oder jenes Möbels in den verschiedenen Stadien des Entstehens zeigen, und wir werden dann auch unsern neuen Freunden jenes Interesse abgewinnen, jenes Vertrauen auf ihren Wert, das in dem Worte: „Mein Heim, mein Stolz" berechtigten Ausdruck erhält.

Mein Heim, mein Stolz! Echtes Material und echte Formen sollen es sein, die das Heim bilden helfen, auf das ihr stolz sein dürft. Die Kraft der Eiche im Wohnzimmer soll auch in den Formen der Möbel ihren Ausdruck erhalten. Spirrliche Möbel in Eiche sind Unsinn. Kein Bildhauer meißelt eine süßliche Rokokoidylle für den Damenschreibtisch in Granit. Und weil wir im Wohnzimmer nicht viele, aber große und feste Möbel haben müssen, soll uns

[1]) Siehe auch am Ende dieses Büchleins!

die Eiche das willkommene Material sein. Die Größe der einzelnen Möbel darf sich, wie gesagt, nicht nach der Größe der Zimmers richten, sofern wir nicht im Eigenhause wohnen. Die Möbel dort können ein den Räumen viel eigentümlicheres Aussehen haben und es wird diesen Räumen und ihrer Ausstattung ein ganz besonderes Kapitel gewidmet sein; hier wollen wir zunächst die Möbel im Hinblick auf den gemieteten Raum betrachten.

Die Größe des Tisches mag mit 1 m Breite und 1,20 m Länge jedem Anspruch dann genügen, wenn der Tisch für beiderseitigen Auszug eingerichtet ist. Im ausgezogenen Zustande bieten seine Längsseiten dann einen Platz für vier Personen, wenn wir jeder Person 60 cm Breite am Tische einräumen. Die Tischplatte soll kräftig sein und einfach viereckig, das Tischtuch oder die mit einfacher Borde oder nicht aufdringlichen Applikationsstickerei gezierte Decke wird dann an den Ecken durch ihre eigenen Falten der einfachen Rechteckform ein gefälliges Aussehen von selbst geben, während bei abgerundeten oder quer abgeschnittenen Ecken die Decke in unschönen Falten die sinnlose Form der Tischplatte verrät. Die Zarge unter der Tischplatte sei nicht zu hoch, höchstens 12 cm, damit bei einer Gesamthöhe von 78 cm, bei Abzug der Plattenstärke und der Zargenhöhe noch bequem Platz verbleibt für die Beine; nichts ist unangenehmer, als wenn der Oberschenkel die Unterkante der Zarge reibt. Bei 12 cm Zargenhöhe bleibt noch genug Raum für einen Tischkasten mit 8—10 cm Randhöhe. Die Beine des Tisches (dies ist oben genügend

beleuchtet worden) sollen so stark sein, daß ihnen die Zarge sicheren Halt gibt. Sie können unterhalb der Zarge gedreht sein — warum nicht? Nur ist darauf zu achten, daß das gedrehte Stück unterhalb der Zarge und das, in welchem die Zarge steckt, wirklich eines und dasselbe ist. Und nur soll das gedrehte Bein ohne sinnlose Taillen und Bäuche den Boden berühren.

Die Bank, die an den beiden Wänden hinlaufend, wie diese einen Winkel bildet, können wir, wie gesagt, im Gegensatz zum Sofa oder Diwan als eine geschlossene Reihe von Stühlen ansehen. Denn am Familientische wollen wir aufrecht sitzen, zum halben Liegen können bequeme Armstühle besonders vorgesehen werden, die dann keine Beziehung zum Tische haben.

Die Bank unserer Ureltern ist vom Sofa verdrängt worden. Ich kann denen nicht recht geben, die das Sofa aus dem Wohnzimmer wieder verbannen wollen. Ich meine aber auch, daß die Stellung des Sofas vor dem Tisch, wie wir sie meist aus der Stube der Eltern kennen, nicht die rechte sein mag. Denn: ebenso wie die Bank als eine zusammenhängende Reihe von Stühlen, so möchte ich das Sofa erklären als eine zusammenhängende Reihe von Polstersesseln. Während aber der Stuhl zum Tische paßt, weil der Unterschied ihrer beiderseitigen Höhen immer derselbe ist, finden wir das Mißverhältnis von Polsterstuhl — Sofa zum Tische sofort heraus, wenn wir uns auf das Sofa setzen, das, um mit Otto Julius Bierbaum zu reden, womöglich drei Bäuche aufweist, von denen

zwei gequält in die Höhe fahren. „Sieh, in das Kanapee sank der Leib des würdigen Rentners; sage mir, Muse, wohin sank doch die Seele dem Mann?“ Die obere Tischplatte aber gerät damit in eine unerreichbare Höhe. Für den Tisch also den Stuhl oder die Bank. In unserem Falle, nämlich bei zwei senkrecht zueinander stehenden Wänden (Abb. 2) könnten zunächst zwei Bänke gestellt werden. Der Winkel, den die Seitenlehnen dieser Bänke einschließen, bildet seinerseits wiederum mit dem Winkel der beiden Wände einen im Grundriß quadratischen Raum; dieser Raum eignet sich vortrefflich zur Aufnahme eines nicht zu hohen offenen Schrankes oder Regales, das für Bücher und Zeitungen dem Familientisch ein recht geeigneter stummer Diener sein wird. Die Bänke selbst sollen jeden Anschein einer Gartenbank vermeiden. Das kann schon dadurch geschehen, daß ihre Rücklehnen eine einfache Schnitzerei zeigen, jedoch keine Laubsägearbeit, die uns ein bequemes Anlehnen verbietet. Der Anfang des vorigen Jahrhunderts war reich in solchen Bankschöpfungen, und beim Antiquar finden wir häufig ganz kunstvolle und dabei doch einfache Stücke als sinnvolle Anregung für unsere Wünsche. In den harten Winkeln, die beim Zusammenschneiden von Rücklehne und Seitenlehne entstehen, können schließlich einige weiche Kissen Platz finden. In puncto Kissen wird noch sehr gesündigt. Die vielen Frauen-, Hausfrauen- und Jungfrauenzeitungen, die der Markt uns allenthalben auf den Tisch wirft, werden von den Leserinnen oft mit derselben Kritiklosigkeit aufgenommen, die dem meisten Gedruckten entgegengebracht

wird. Also: Nicht alles gleich nachmachen, was das „Hausgärtchen" bringt!

Und noch eins: Die Worte reizend und nett sollten in unserer endlich wieder im Sehen einigermaßen geschulten Zeit endgültig auch aus dem Wortschatz unserer Frauen- und Mädchenwelt verschwinden, welche im Kampfe ums Dasein, gerade auf dem Gebiet des feineren Kunstgewerbes, mit ihren Kräften sehr wohl teilnehmen kann. Ein Kissen soll weder reizend sein, noch nett. Es soll zunächst die Härten des Sitzmöbels mildern und als solches weich sein, ohne jedoch, wie in unserem Falle, die Kanten der Lehne durchfühlen zu lassen. Die Form des Kissens und seine Größe mögen sich nach dem Platze richten, für den wir es bestimmen. Ebenso die Farbe. Vor allem aber: Das Kissen soll uns keine Blumen vortäuschen oder gar einen Pudel! oder gar eine Landschaft! Bringen wir aber Blumenmotive darauf, so soll die ganze Technik des Stickens oder der Applikation das Ornament zeigen, d. h. aus all dem Schönen, das uns die Blume in der Natur zeigt, das Extrakt, das für das Kissen und seine Bestimmung den größten ästhetischen Nährwert hat. Ich bestreite nicht, daß gerade die Blume und besonders die Blume in Reihung dem müden Kopf Ruhe, Erleichterung, Frühlings- oder Sommerträume verspricht, jedoch fordert die Blume, wenn sie als solche naturalistisch abgemalt oder gar abgedruckt wird, doch, daß wir sie als solche naturalistisch betrachten — und im Ernste! — würden uns Zentifolien oder auch Kirschen oder Rosen eine gewünschte Ruhe bieten? Wenn wir hin-

gegen aus diesen Blumen oder Früchten die Farbe oder die einfache Form so bringen, daß der Wert der Fläche gewahrt bleibt, dann verstehen wir eben aus diesen Naturschöpfungen den Extrakt zu ziehen, und unser Kissen bleibt ein Kissen. Ich möchte als ein gutes Beispiel ornamental empfundener Naturschönheiten die Arbeiten von Hans Christiansen nennen — seine Blumen bleiben in der Fläche — das bewirkt meist schon die harte, kräftige, helle oder dunkle Umrahmung der Blumen oder ihrer Blätter. Und dann: Alle Ornamente sind für den betreffenden Stoff geschaffen, den sie schmücken sollen, sei es für den Teppich oder das Kissen, sei es für eine Wandfläche oder für die Decke. Niemals wird das Ornament „aus dem Hintergrunde herausfallen" — oder „hervortreten". Ein Kissen soll die Härten des Sitzmöbels mildern; es soll auch durch seine Farbe oder durch die Bewegung seines Ornamentes unser Auge erfreuen. Ist es denn nicht ein Mord am Kissen zu nennen, wenn es mit einer Häkeldecke behängt wird? Die Häkeldecke findet einen unsicheren Halt in zwei Stecknadeln. Nur eine leise Berührung und lautlos enthüllt sie die Schönheit des Kissens, — die uns auf einmal als verbotenes, als das nun entschleierte Bild zu Sais vorkommt! Wir können uns des bänglichen Gefühls nicht erwehren, das uns beschleicht, wenn die Hülle fällt, und wir suchen im ersten unbewachten Augenblick wohl die Decke über die entblößte Schönheit zu ziehen — aber wäre es nicht besser, diesen Schoner im Namen der Schönheit zu konfiszieren? Schlimm genug für die Farbe oder für die Seide,

die dem Lichte und dem Gebrauche nicht standhalten kann! Wir finden an der Häkeldecke genau dieses selbe Verstecken und Vertuschen von Schwächen wie an den Papierhüllen, die wir um die Umschläge der Bücher „schlagen". Wozu den Umschlag des Buches, der die Blätter schützen soll, noch einmal schützen? Auf wen oder was aber sollen wir bei unsern Heimschöpfungen Rücksicht nehmen? Nur auf uns! Nicht auf die Unhaltbarkeit des Kissens oder des Buchdeckels. So wollen wir mit der Weichheit des Kissens ohne Häkeldecke seine Schönheit in Farbe und Darstellung genießen. Wir wollen die Kissen auf unserer Bank dahin und dorthin verteilen und durch an- oder übereinanderlegen ein wechselndes, angenehmes Farbenspiel hervorbringen. Wir können sie auch noch als Schutz gegen die durch die Wand dringende kalte Außenluft verwenden, indem wir sie an die Lehnen der Bänke binden. Denn trotz Putz und Tapete findet vor allem die bewegte Luft ihren Weg durch die Mauern. Nun liegt es nahe, nicht nur die Wand hinter der Bank, sondern auch über derselben in ähnlicher Weise zu verkleiden. Diese Aufgabe jedoch gehört, da ein Wandbehang als schlechter Wärme- und Kälteleiter seinen Dienst dem Auge unauffällig tut und nur gewissermaßen als Schmuck der Wand spricht, in dasselbe Gebiet, in welches der Wandschmuck, überhaupt die Tapete, das Bild gehören, und steht damit im direkten Gegensatz zu dem Kissen, welches als Gebrauchsgegenstand in zweiter Linie ästhetisch zu wirken hat. Wir werden ein näheres Eingehen auf den Wandbehang bis zur Besprechung der Bilder und

der Tapete verschieben, da uns jetzt nur die Gebrauchsgegenstände im Wohnzimmer beschäftigen sollen, d. h. solche, deren Hauptberuf es ist, dem täglichen Gebrauch zu dienen, deren Nebenberuf es ist, auch unser Auge zu erfreuen durch Form und Farbe.

Ich möchte vorschlagen, daß das Wohnzimmer, außer der Bank am Tische, noch ein richtiges deutsches Sofa erhält. Es ist zwar verschiedentlich die Meinung verbreitet worden, daß das Sofa für eine moderne Einrichtung nicht mehr „fair“ wäre, daß durch die sogenannte Chaiselongue oder die Bank ihm der Garaus gemacht worden sei. Aber schon eine Betrachtung seines Berufes wird uns überzeugen, wie wertvoll uns ein Sofa ist. Das Sofa hat einen Doppelberuf zu erfüllen: es soll einmal zum Sitzen, einmal zum Liegen dienen. Es soll also die Vorzüge, die wir getrennt in dem Stuhle und dem Ruhebett finden, vereinen. In der Vereinigung dieser Vorzüge liegt nun der hohe Wert des Sofas: Ohne den Platz im Zimmer zu wechseln, ohne uns erheben zu müssen, können wir vom bequemen Polsterstuhl auf das Ruhebett gelangen. Diesen Wert weiß vor allem der Genesende am besten zu schätzen, der, endlich das Krankenbett hinter sich, im Wohnzimmer unter Gesunden am schnellsten Erholung und im Sofa den Freund findet, der ihn nach und nach fast unmerklich aus der liegenden in die sitzende Stellung bringt. Natürlich hat diesen Wert nur ein „richtiges“ Sofa, ein Sofa, dessen Länge so bemessen ist, daß ein erwachsener Mensch, den Kopf auf der einen Lehne, seine Beine ausstrecken kann, ohne die andere Lehne mit

den Füßen zu berühren (also einschließlich beider Lehnen etwa 1,90 m lang) und dessen Lehnen uns nicht trotz untergeschobener Kissen den Hals verrenken, sondern, schräg nach dem Polster abfallend, nicht zu hoch sind. Bei beschränkter Wand mag ein kürzeres Sofa genommen werden, dessen dem Fenster abgewandte Lehne herabklappbar ist. Die Rückenlehne des Sofas soll in einfach gerader oder nach oben in der Mitte sich anschwingender Linie den Rahmen für die Polsterung geben. Der Aufbau über dem Sofa, den wir bei manchen solcher Möbel im sogenannten deutschen Renaissancestil finden (als ob es in der deutschen Renaissancezeit solche Sofas gegeben hätte!), erweckt in mir ähnliche Beklemmung, als wenn ich auf dem Bürgersteig eine Strecke passieren muß, die durch den Anschlag: Achtung! Dacharbeit! als möglicherweise lebensgefährlich bezeichnet wird. Auf solchen Sofaaufbauten pflegen bronzierte Gipsbüsten, „altdeutsche" Teller, nachgemachte alte „Zinn- oder Steinkrüge" zu stehen, — willkommene Gegenstände für den Staublappen der tätigen Hausfrau — sonst aber Dinge, die kein Mensch beachtet, weil sie gegenseitig sich in ihrer Wirkung beeinträchtigen und in ihrer Verschiedenheit und Zusammenhanglosigkeit mit der Umgebung nicht geeignet sind, irgendwie künstlerisch schmückend zu wirken.

Ich habe oben die Unzulänglichkeit des Berufes vom Sofa als Sitz am Familientische erwähnt, ich möchte hier aber einem Sofatischchen das Wort reden, weil wir gern nach Tisch in unserer bequemen, halb ruhenden Stellung den Kaffee einzunehmen pflegen,

der dann auf den Sofatischchen seinen Platz finden kann. Zwei bequeme Polsterstühle, die wir um dieses Tischchen stellen, geben mit dem Sofa eine Gruppe von Gebrauchsmöbeln, die lediglich der behaglichen Ruhe dienen — hier soll auch ein Teppich, vor das Sofa gebreitet, die Gemütlichkeit steigern. Vielfach wird der Teppich unter den Tisch gelegt: Wenn die Kälte des unter dem Wohnzimmer befindlichen Raumes (Hausflur, Keller) einen solchen Fußschutz verlangt, finde ich diese Lage wohlberechtigt, obwohl dann erstens dieser Schutz überall daliegen müßte, wo ein Stuhl steht, und obwohl zweitens der Tischteppich der Hausfrau beständige Wirtschaft macht, weil, bei schmutzigem Wetter besonders, wo eine tägliche Reinigung notwendig wird, das Vorziehen des Teppichs unter dem Tisch Zeit und Mühe beansprucht, die durch seine halbversteckte Lage nicht belohnt wird. Denn der Teppich hat, mehr als das Kissen, eine ästhetische Aufgabe zu erfüllen und neigt damit in das Gebiet des Schmuckes an sich (im Gegensatz zum Gebrauchsmöbel) in dasselbe Gebiet also, welches vornehmlich vom Wandbild beherrscht wird. Nur darf der Schmuck des Teppichs in Form und Farbe, so reich er sein mag, wiederum, wie beim Kissen, nicht die Natur nachahmen wollen, wer träte in Wirklichkeit einem Naturgeschöpfe — und wären es auch nur Blumen — gern auf den Kopf! Der Teppich soll einen Platz im Zimmer, eine Stelle des Fußbodens als besonders wertvoll kennzeichnen — lebten wir im warmen Süden, so würden wir den Teil des Marmorfußbodens, den wir als besonders kostbar hervorheben wollen, in

Mosaik ausbilden lassen. In unserem Teppich sehen wir eine Mosaik in Fäden (Semper). Die Gegenstände, die diese Mosaik darstellen kann, sind Legion, die freigebige Natur bietet uns in jeder Blume, in jedem Tier Ziermotive für den Teppichschmuck. Aber ebensowenig wie wir plumpen Fußes durch ein Blumenbeet schreiten, oder wie wir gar dem Tier, das auf dem Boden liegt, auf den Leib treten, soll der Teppich die Erzeugnisse der Natur, wohl gar als Relief schattiert, darstellen, sondern wie auf den Teppichen der Türken und Inder und wie auf den Teppichen unserer neueren Künstler, Christiansen, Leistikow, van de Velde, Eckmann, sollen die Muster streng stilisierte Blumen, ornamentierte Geschöpfe darstellen, die unser Auge erfreuen in der Bewegung ihrer Linien und den Schattierungen ihrer Farben, aber uns nicht bange machen, den Teppich zu betreten. Noch eins: Der Teppich, der, wie wir annehmen, vor dem Sofa liegt und auf dem und um den wir unsere Stühle rücken, soll uns zu einer gewissen Ruhe zwingen. Das tut er nicht, wenn seine Ornamentation ein deutliches Streben nach einer oder zwei (sich entgegengesetzten) Seiten aufweist — dann ist seine Lage auf einem Gang wohl berechtigt, und wir nennen ihn mit Fug und Recht einen „Läufer" — der Teppich aber, der vor dem Sofa oder vor dem Kamin liegt und wie der Kamin einen ästhetischen Schwerpunkt oder Brennpunkt bilden soll, muß nach allen Seiten eine gleichartige Ornamentation aufweisen — ein Mittelfeld, oval oder rund, je nach seiner Gesamtform — und einen Rand — und dann vom Rande nach dem Mittel-

feld hin verbindenden Schmuck in stilisiertem Rankenwerk oder andern Verzierungen. Wenn ich im letzten Satz den Kamin in einem Atem mit Sofa und Teppich genannt habe, so ist es nicht ohne Absicht geschehen. Wir haben zwar schon einen Gegenwert zum Kamin im Familientisch mit dem Schein der Lampe gefunden, der Eltern, Kinder und die engen Freunde abends um sich vereinigt, indessen beeinträchtigt der Platz am Tisch unsere Bewegungsfreiheit und auch unsere Sehfreiheit. Sitzen wir aber auf dem Sofa, den Arm in die Lehne gelegt, und um uns in bequemen, tiefsitzigen Lehnstühlen die Freunde; auf dem Sofatischchen steht die Lampe mit hohem Fuße und rot oder grün verhülltem Schirm, dann verlockt uns die angenehme Lage zu angenehmem Sinnen, und der Blick auf den im gedämpften Schimmer des Lampenlichtes fast einfarbig oder wenigstens ruhig wirkenden Teppich enträtselt uns schöne Bilder. Beim blauen Rauch der Zigarre sprechen wir gern zu Freunden von dem, was die Zukunft bringen mag, während der Familientisch mit seinem klaren Licht dem Sinnen in der Wirklichkeit stattgibt. Der Zweck des Wohnzimmers soll eben auch Poesie und Prosa, Wahrheit und Dichtung zugleich bieten, und wir sollen in ihm nach unserer Lust von dem einen oder dem andern wählen dürfen. Und wenn es anders wäre: Könnte denn das Wohnzimmer eine Stätte sein für unsere Kinder? Gerade das Kind empfindet mit seinem durch die Welt noch nicht gestörten, verdorbenen oder abgestumpften Tastsinn den Wert eines Wohnzimmers in all der Vielseitigkeit seiner Wirkungen! Es wird den Tag des

Lebens gewahr am Familientische. Die zarten Saiten seines Kinderherzens schwingen bei den Erzählungen der Mutter, wenn es im tiefen Lehnstuhl lauscht, während seine Augen auf dem großen Teppich spazieren gehen. Wir, die wir nach langem, eigenem Suchen den Weg gefunden zu haben glauben, der zum bewußten Genusse des Lebens führt, sollten wir es nicht als unsere vornehmste Aufgabe erkennen, unsern Kindern diesen Weg zu weisen schon bei den ersten Schritten, die ihr Geist, ihr Herz, in die Welt des Empfindens tut? Diese Welt ist dem Kinde aber doch zunächst das Wohnzimmer, das ihm am Platze der Mutter, am Fensterstz der Frau, ein ganzes Menschenleben erzählen will, ihm alle Kapitel seiner „Erzählung vom Menschen" auf einmal aufschlägt, so daß das Kind nach seinen Fähigkeiten früher oder später sich Geschichten daraus lesen kann, die selbst uns Erwachsenen oft neu sein würden — die aber im Kindesherzen zeitlebens an maßgebender Stelle reden werden — und die allerhöchstens eine Mutter erfahren kann, auf ihrem Fensterstz, ihrem Thron, auf dessen Stufe das Kind plaudernd und fragend spielt.

Deshalb soll auch der Sitz der Frau eine hervorragende Stelle einnehmen und womöglich einen Erker als den besten Platz finden, sobald die Lage des Zimmers nach Süden, die Dichtigkeit der Erkerfenster oder die Nähe des Ofens es nur zulassen. Die Frau braucht ja nicht unmittelbar am Fenster zu sitzen. Der eindringenden Kälte kann im unteren Teil des Fensters in Brüstungshöhe durch einen Behang ge-

wehrt werden. Der Erker gibt jedenfalls dem Sitz der Frau die Wirkung eines Thrones, der ihr, der Ordnerin und ersten Schaffnerin im Heim, mit Recht gebührt und dessen Würde durch einen Tritt als erhöhter Platz besonderen Nachdruck erhält. Es war — und ist wohl noch jetzt — vielfach Mode, den Sitz der Frau durch ein Geländer vom übrigen Wohnzimmer zu trennen — noch exklusiver zu machen. Aber einesteils ist so ein Geländereinbau nicht in jeder Mietwohnung gleich passend anzubringen und dann ist er meist recht wackelig. Er schützt zwar das Kind, das rückwärts tritt, vor dem Hinabstürzen vom Tritte, indessen wird ein Kind von den ersten Tagen der Kriechversuche an bis zur Fertigkeit des Gehens sich an das Vorhandensein eines Trittes so gewöhnt haben, daß es instinktiv den Bodenunterschied beim Gehen oder Klettern berücksichtigt. Derjenige, welcher ein eigenes, ihm bleibendes Heim hat, darf sich den Luxus eines *festen* Geländerbaues wohl leisten, er wird am besten die äußeren Enden des Geländers, das in der Mitte 1 m breit offen ist, in der Mauer durch Bandeisen befestigen, die Pfosten an der Öffnung aber bis zur Decke reichen lassen und dort gleichfalls — und ebenso im Fußboden — durch Eisen verschrauben.

Von einem Podium mag ganz abgesehen werden, wenn kein Erker da ist, es würde störend den Fußboden des Zimmers beeinflussen. An seiner Stelle mag ein Ziegenfell oder dergleichen Platz finden. Ein erhöhter Tritt wird überhaupt nur dann besonders willkommen sein, wenn die Fensterbrüstung für ein bequemes Hinausblicken zu hoch sein sollte.

Vor dem Fenster steht der Arbeitstisch der Frau; nicht einer jener oben ein-, unten dreibeinigen Nähtische, deren meist voll geladener Nähkasten wie ein großer, schwerer Kopf anmutet, der auf einem zu schlanken Halse sitzt — und gar zu bald wohl auch so zu wackeln anfangen wird —, sondern ein konstruktiver Tisch mit vier festen Beinen, deren zwei vordere durch einen den Füßen guten Halt bietenden Steg verbunden sind und zwischen denen oben der Nähkasten sitzt. Die Beine können (Abb. 3) nach oben verlängert werden und ein Brett halten, das zur Aufnahme des Nähkorbes dient, wenn der Tisch als Schreib- oder Lesetisch verwendet werden soll. Der Stuhl vor dem Tisch soll schwer sein und behäbig, mit seinem tiefen Sitz und nicht zu hoher Rückenlehne (vielleicht nur bis an das untere Ende der Schulterblätter reichend) ein gutes Zurücklehnen gestatten. Die Seitenlehnen sollen ein breites Auflager für die Arme bilden. Eine feste Fußbank mag nicht vergessen werden. Die Frau sitzt nicht immer unmittelbar so am Tisch, daß sie ihre Füße auf den Steg zwischen den vorderen Tischbeinen stützen kann — sie lehnt sich gern in den Stuhl zurück, wenn es ihre Arbeit erlaubt.

Seinen größten Wert wird uns aber der Erkerplatz in der warmen Jahreszeit offenbaren. Dann öffnen wir die Fenster weit. Wir können das, denn ihm wehrt keine Gardine mit ewig streitsüchtigen Spitzen, die die Ecken des Fensterflügels fangen und schließlich zerrissen werden. Wir haben auch davon abgesehen, das Fensterbrett mit Blumen zu besetzen, was freilich dann wohl durchzuführen wäre, wenn ein

Schiebefenster, wie es in England und Amerika zu großer Vollkommenheit ausgebildet ist, statt des Drehfensters vorhanden ist — nun müssen freilich die Blumen ein besonders weiß gestrichenes Tischchen bekommen und stehen dort in einer der Tischplatte angepaßten, mit Ölfarbe gestrichenen Zinkblechschale in der Nähe des zweiten, freien Fensters. Die Fenster unserer bürgerlichen Wohnungen sind alle ganz außerordentlich groß, sie haben meistens noch die Abmessungen, die die nachgeahmten italienischen Palastfassaden erforderten. Nur war es früher Mode, ihre Lichtfläche durch allerhand Vorhänge, Gardinen und Schals möglichst klein zu machen. Manchmal war dann von der ganzen Fensterherrlichkeit nichts übrig als ein Dreieck, dessen Höhe durch den mittleren Fensterpfosten breit und grob gekennzeichnet wurde — manchmal aber versuchte man durch Stores dem Fenster die Durchsichtigkeit überhaupt zu nehmen.

Fenster und Tür.

Licht und Luft sollen aber die Grundbedingungen unserer Wohnung sein. Sind uns die Fenster zu groß, dann dürfen wir — und damit wahren wir zugleich dem neidischen Auge einer neugierigen Nachbarschaft — den unteren, nicht den oberen Teil des Fensters mit sogenannten Scheibengardinen verhängen. Durch den oberen Teil des Fensters soll aber das Licht frei eindringen können: Alles Gute kommt von oben, auch das Licht. Wenn der Baumeister die Jalousien an dem Fenster so angebracht hat, daß sie seinen oberen Teil einnehmen, so verdecken wir innen diesen Teil mit einer Falbel, die wir an eine Querstange auf Konsolen hängen. Aus

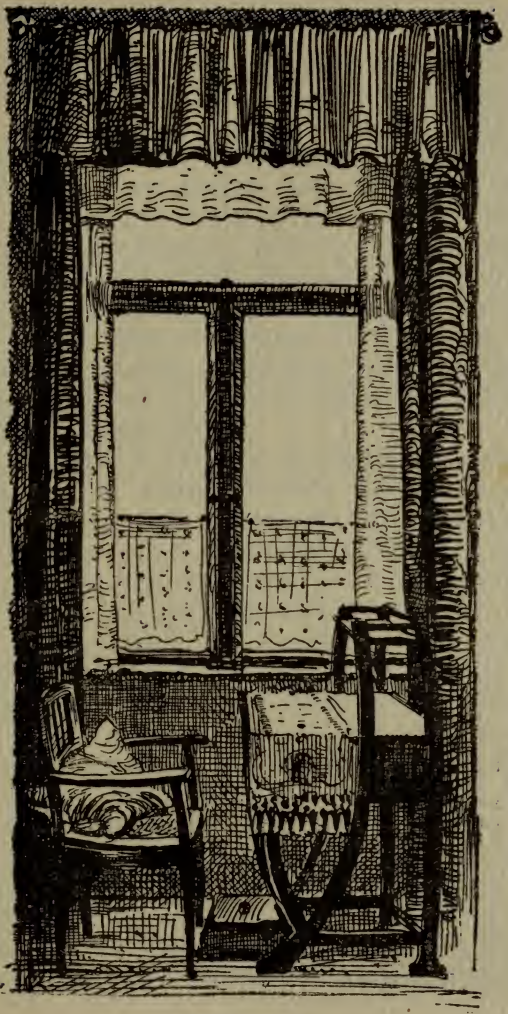


Abbildung 3
(zu Seite 59, 61 und 62).

dem gleichen Stoff wie die Falbel machen wir (und das sind unsere Gardinen) die Zugvorhänge, die durch eine Ziehvorrichtung sich nach der Mitte zu schließen. Und wenn uns die kahle Mauer, in deren Laibung diese Zuggardinen hängen, noch stört, dann hängen wir, diesen ähnlich, an eine zweite, von demselben Konsol getragene Querstange (s. Abb. 3) zwei aus schwerem lichtundurchlässigen Stoff bestehende Portieren auf, die bis zum Boden reichen können. Der Winterabend, der draußen Kälte und Ostwind herrschen läßt, wird, wenn diese schweren Stoffwände vor die Fenster gezogen sind, uns im Innern nichts vom Wüten des Wetters verraten können.

Das Fenster trägt mit dem Lichte auch ein Stück Außenwelt in unsere Wohnung hinein. Je größer seine Scheiben und je klarer sie sind, desto vollkommener wird in uns das Gefühl werden, daß wir bei hellem Tage doch nicht ganz so zu Hause sind wie am Abend, bei geschlossenen Vorhängen oder hinter der dichten Wand der Portieren. Wenn wir die Fensterhöhlen eines Neubaues vergleichen mit gleich großen Fenstern, die mit Glas und Sprossen versehen sind, dann werden uns jene ungleich größer erscheinen als diese. Die Sprossen ziehen die Fenster zusammen. Die vielsprossigen, kleinscheibigen Fenster in den Bauernhäusern sehen darum so intim, so in sich fest und geschlossen aus. Ebenso häßlich wie von außen gesehen wirkt der Blick von innen aus einem Zimmer heraus, das noch keine Holzfenster hat. Das Glas zunächst schon mildert diesen häßlichen Eindruck, die Sprossen aber schließen erst eigentlich das Innere

des Zimmers von der Außenwelt ab. Sie sind wie Fäden eines Gewebes, das sich an einer Wand quer über die Öffnung spannt. In unsern Mietwohnungen werden wir freilich zumeist noch die großen unteren Fensterflügel finden, jeder 40—50 cm i. L. breit und 1,20 m i. L. hoch. Wir tun dann gut, einen Messingquerstab in Ösen, die wir in den Flügelrahmen schrauben, zu stecken und uns so eine Sprosse, ungefähr in der Mitte des Flügels, zu schaffen (Abb. 3). Eine durchsichtige Mullgardine mit eingewebten Punkten oder Streifen beeinträchtigt nicht unsern Blick nach außen, schließt aber zwischen uns und der Außenwelt ähnlich ab wie das engsprossige Fenster am Bauernhaus. So sind wir zuletzt doch trotz der raumöffnenden Fenster in unsern vier Wänden. —

Wie die Fenster, so leiden auch die Türen der meisten Mietwohnungen noch unter den Wirkungen des Palaststils. Sie mußten womöglich alle zweiflügelig sein. Nun, die mächtigen Renaissancemöbel, die in den „Salons" Platz finden sollten, brauchten ja auch entsprechend riesige Öffnungen — uns aber, die wir den Weg beschreiten zur normalen Bürgerhäuslichkeit, sind solche Flügeltüren ein wandraubendes Übel geworden. Uns genügen Öffnungen von 0,90 × 2,20 m vollkommen. Eine schmale Verkleidung um diese Öffnungen, ohne Stuckverdachung, ist uns der natürliche zweckentsprechende Rahmen. Wo es angeht, daß zwei Zimmer beständig in Verbindung bleiben können, d. h. nicht durch eine Tür getrennt zu werden brauchen (wie z. B. beim Empfangszimmer und dem Speisezimmer, Abbildung 4), wollen wir

die Tür aushängen, die beim Öffnen uns nur Platz und Licht raubt, und diese durch eine in der Türlaibung auf einer Messingstange laufende Portiere ersetzen, so gleichsam eine Schiebetüre schaffen, die statt des Holzes Tuch zum Material hat. Im Wohnzimmer mögen die „Schlagtüren" bleiben. Wir heben sie als Türen durch einen etwas helleren Ton von der Wand ab. Ihre Höhe (ich rechne dabei den Türrahmen mit) mag die Höhe der Tapete bestimmen, die nach oben durch die schon besprochene Leiste abgeschlossen wird. Von hier erhebt sich die Decke in reinem Weiß. Nur ein Künstler sollte den Streifen zwischen Tapete und Deckenkehle mit einem anspruchslosen Fries schmücken dürfen. — Über die Decke wie über die Tapete ist oben des breiten geredet worden. Für das Wohnzimmer im besonderen sei dem noch hinzugefügt, daß die Tapete nach dem Ton der Möbel gewählt werden kann, deshalb wird, da wir dunkle Eichenmöbel vorausgesetzt haben, am besten eine graubraune bis rotbraune Tapete zu wählen sein. Das heißt: der Hauptton der Tapete, der Grund, sei rötlichbraun, die Ornamentierung darauf kann in stumpfem Braun gehalten sein, wenn wir's überhaupt auf Ornamentierung abgesehen haben. Die Größe der Blumen oder der sonstigen Unterbrechungen des Grundtones sei mindestens so, daß man nicht verleidet wird, vom Fußboden aufwärts bis zur Decke die einzelnen Flecken zu zählen. Je kleiner das Muster, desto größer das Zimmer, desto besser für die Möbel und besonders für die Bilder. Wir leben im Miethause, wir müssen froh sein, genug Wand für unsere Möbel zu finden. Da soll uns eine wild-

Decke und Tapete.

gewordene Tapete nicht unser Heim wild machen, die Möbel unruhig und die Bilder verschlingen.

Das Muster auf der Tapete sei ein Flächenmuster wie beim Teppich, also nicht abschattiert, so daß es wohl gar als Relief erscheint. Die Farbe der Fensterbehänge, die ich als Portieren bezeichnete, biete eine Abwechslung zur Tapete, neige in unserem Falle also mehr zum Grün als zum Rot. Eine Musterung kann unterbleiben, einmal weil sie nur selten entfaltet zur Wirkung kommen dürfte, dann, weil die Falten der Portieren selbst genug Bewegung verraten, und drittens, weil eine schöne Musterung nicht — oder sehr selten — vom Lager des Kaufmanns zu haben ist. Wir wollen aber doch *unsern* Kräften entsprechend unser Heim gestalten — und deshalb müssen wir mit Mißtrauen dem entgegenkommen, dessen Schönheitsideal nicht das unsere zu sein braucht. Unser Schönheitsideal aber soll das des Zweckes sein.

Noch vorsichtiger heißt es vorgehen bei der Wahl unserer Bilder.

Bilder. „Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen", sagt Goethe. Das Unaussprechliche sollen uns unsere Bilder sagen. Wir werden es in den Bildern finden, welche der Ruhe der Natur entnommen sind, als Landschaft, wohl auch als Stillleben oder als Porträt, wir werden es oft vergebens suchen in den Darstellungen, die uns eine Begebenheit erzählen sollen, in den Genrebildern. Wie oft verwechseln wir, ohne es zu wissen, beim Anblick eines Bildes den Gegenstand, das Thema, das es darstellt, mit dem viel wertvolleren „Unaussprechlichen", das wir erst

nach längerem eingehenden Unsversenken finden. Das Bild an der Wand soll uns ein Freund sein, dem wir tagtäglich gleich gern zuhören mögen, keiner also von denen, die uns jeden Tag denselben Witz, die gleiche Anekdote auftischen. Das sind Bilder, die wir beim Blättern in der Gartenlaube mit hinunterschlucken, — einen eigentlichen Nährwert haben sie nicht. Wir haben in unserer neuen Zeit eine so große Auswahl unter dem Besten, daß wir wirklich leicht und vor allem sicherer zu wählen im stande sind, als es z. B. unsere Eltern und Voreltern waren. Die Technik bringt von den Werken unserer Großen, von Dürer an bis Thoma, ganz herrliche Reproduktionen, der Buchhandel bietet in seinen Katalogen eine gesichtete Wahl dieser Besten — schließlich wird es unsere Hauptaufgabe sein, die Bilder an der Wand zu verteilen.

Nun muß ich freilich einschalten: Das Wohnzimmer soll keine Kunstausstellung sein — es soll vor allem als Tempel der Familie gelten. Wer das Glück hat, die in Öl gemalten Bilder seiner Eltern und Voreltern zu besitzen, sollte diesen den besten Platz im Zimmer geben. — In den nur für ihn so unschätzbar wertvollen Bildern liegt das Unaussprechliche, was oft über die Kunst hinaus in die Seele dessen redet, der diese hier vielleicht ungeschickt dargestellten lieben Köpfe lächeln gesehen und sprechen gehört hat.

Und nun erst zu den andern Bildern. Ihre Höhe an der Wand wird von der Größe dessen bestimmt, was sie darstellen. Reproduktionen werden meist niedrig hängen müssen, in Augenhöhe des stehenden Beschauers.

Die Drucke, die der Kunstwart bringt, feinere Stiche, können, wenn sie alle gleiche Größe haben, nebeneinander in einen einzigen Rahmen kommen, eines vom andern nur durch etwa 4 cm breite senkrechte Stege getrennt. Der längliche Rahmen, am besten aus dem Holze und in der Farbe des Mobiliars, kann z. B. dicht auf der (wagrechten) Lehne des Sofas aufsitzen. Die rechte Wahl des Rahmens ist eine oft schwer zu lösende Aufgabe. Vielleicht können folgende Andeutungen einigermaßen helfen: Ein einziger Rahmen um jedes Bild genügt, d. h.: genau wie das Ölbild nur einen Rahmen hat, soll auch die Zeichnung, das Aquarell nur einen Rahmen haben. Dieser Rahmen dient doch nur dazu, das Bild abzuschließen gegen die umgebende Wandfläche, also gegen die Tapete. Eine lebhafte Tapete redet mehr in das Bild hinein als eine stille. Gegen jene also brauchen wir größere Rahmen als gegen die stille Tapete. Doch nicht allein die Rahmengröße schützt das Bild vor der Tapete, sondern die Farbe des Rahmens. Oft genügt bei einem sehr bunten Bild oder bei einem solchen, das die der Tapetenfarbe entgegengesetzte Farbe zeigt, eine nur schmale Leiste: das Bild spricht, die Tapete schweigt. Ein Bild im Ton der Tapete hingegen braucht einen breiten, am besten weißen Rahmen, damit es von der Umgebung abgeschlossen wird. Im allgemeinen hüte man sich vor bunten oder gar ornamentierten Rahmen (Motivrahmen), schwarze, weiße und goldene, also eigentlich farblose, Rahmen lassen die wenigsten Fehler zu. Bilder, die von einem einzigen Farbenton beherrscht werden, können im Rahmen

denselben Farbenton weiter finden, insofern dieser Ton nur dem der Tapete ungefähr entgegengesetzt ist. Dieser gleichfarbige Rahmen führt das Auge gewissermaßen in das Bild hinein. Photographien mögen derart am besten gerahmt werden. Sie erscheinen dann größer und wertvoller, als wenn sie von einem andersfarbigen Rahmen in sich zusammengedrängt würden.

Die Gruppierung der Bilder zueinander muß dem Geschmacke des einzelnen überlassen bleiben. Ich wiederhole, was ich vorhin gesagt habe: Wir wollen aus dem Wohnzimmer keine Gemälde- oder Stichsammlung machen. Wenn die Zeiten auch längst vorüber sind, die dem Bilde, als Stück *in der Wand*, welches architektonisch am Eindruck des Ganzen mitzuarbeiten hat, eine große Bedeutung einräumten, so wollen wir doch wieder und immer wieder versuchen, im Hinblick auf die Wandflächen, die uns nach dem Stellen der Möbel noch verbleiben, unsere Bilder so anzubringen, daß es den Eindruck macht, als ob wir sie nicht wieder von ihrem Platz nehmen könnten, ohne der Harmonie des Zimmers zu schaden. Ich habe oben den Wandbehang in das Gebiet der Bilder verwiesen, da er in einem gewissen Gegensatze steht zu den Gebrauchsmöbeln. — Der Wandbehang ähnelt von allen Bildern am meisten denen, welche die Wand als solche architektonisch zur Wirkung bringen mußten, also den Fresko- und Sgraffitomalereien. Er ist wie der Teppich eine Mosaik in Fäden, eine zweite Tapete, und mag als solche eine Musterung, eine Ornamentik oder Komposition aufweisen, die wohl lebhafter sein kann als die Tapete, weil sie selbst Bild, kein Hintergrund zum

Der Wandbehang.

Bilde sein soll. In Bezug auf die Art seiner Zeichnung und Farbe kann alles das gelten, was über das Bild gesagt worden ist, denn zum Unterschied vom Teppich ist hier die natürliche Darstellung von Blumen und Lebewesen wohl berechtigt, weil der Wandbehang eben nur als Bild wirkt. Aber, wie beim Bilde: Vorsicht in der Wahl des Themas, denn „Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen!"

Die künstliche Beleuchtung.

Bei der künstlichen Beleuchtung des Wohnzimmers handet es sich um die Lichtquelle, die uns zur Verfügung steht. Die Zeiten ändern sich schnell — kaum, daß das Gas den Versuch gemacht hatte, das Petroleumlicht zu verdrängen, kam schon das elektrische Licht, das in seinen zehn- und sechzehnkerzigen Glühlampen denselben schönen warmen und hellen Ton ins Zimmer trägt, den das Auerlicht, welches ziemlich weiß brennt, vertrieben hat und den wir im Scheine unserer Petroleumlampe so sehr lieben. Der Maler sagt: fehlt in meinem Bilde die Harmonie in der Farbe, dann liegt dies nur daran, daß entweder zu viel — oder zu wenig Gelb drin steckt. Gelb hebt die Kontraste auf. Auf unsere Beleuchtung angewendet, haben wir im Petroleum oder Kerzenlicht eine Quelle dieser ausgleichenden Farbe, die jene Färbung im Zimmer verbreitet, welche immer heimlich und wohlig wirkt. Zwar werden Kontraste auch dadurch aufgehoben, daß wir verschiedene Lichtquellen im Zimmer verteilen — indessen büßen wir dann denselben Genuß ein, den Schiller mit „des Herd's gesell'ger Flamme" kündet. Im Wohnzimmer brauchen wir eine Zentralbeleuchtung oder höchstens an zwei Stellen Licht: über dem Familien-

tisch und auf dem Sofatischchen — hier ein farbig gedämpftes, dort ein helles, aber warm-gelbes Licht. Die Beleuchtungsfrage spielt bei der Autorität unserer Zimmer eine für jeden Raum besondere Rolle.

b) Das Speisezimmer.

Motto: Auch in dem vornehmen und reichen bürgerlichen Hause der deutschen Zukunft wird es keinen Salon mehr geben, wohl aber eine stolze, künstlerisch geschmückte Wohnhalle, etwa auch ein Prunkzimmer für die großen Familienfeste.
W. H. Riehl, Die Familie, 1858.

Immer noch in der Annahme, daß uns für Wohn- und Speisezimmer zwei besondere Räume zur Verfügung stehen, wollen wir in dem Worte Speisezimmer ein Zimmer verstehen, welches lediglich uns zu den Mahlzeiten vereinigen soll. Ich schlage aber vor, dem Speisezimmer, wenn nur irgend möglich, noch ein anderes Amt zu geben, und zwar das eines Gesellschafts- oder Musikzimmers. Wenn nur irgend möglich, d. h. wenn es seine räumlichen Abmessungen erlauben. Diese richten sich nach dem notwendigen Mobiliar, jenes wieder nach der Anzahl der Gäste. Ich setze gleich voraus, daß ein Kreis, der sich nie über sechs Personen ausdehnt, eines Speisezimmers wirklich nicht bedarf. Zwölf bis vierzehn Personen mögen seine Größe bestimmen. Der Tisch sei an seinen Schmalseiten durch Ausziehen oder Einlegen von Brettern zu verlängern, er mag im zusammengeschobenen Zustand vier Personen reichlich Platz gewähren, seine Breitseite mag dann 1—1,20 m, seine

Der Speisetisch.

Längsseite 1,20—1,50 m messen. Wenn wir für jeden Platz am Tische eine Länge von 60 cm annehmen, so wird jede Tischlänge bei zwölf Personen, in der Voraussetzung, daß die beiden Schmalseiten von je einem Gast besetzt sind, fünfmal 60 cm, also 3 m betragen müssen. Nun muß aber der Gast nicht nur nach beiden Seiten, sondern nach vorn und hinten Bewegungsfreiheit haben, und dann muß noch für die Bedienung hinter den Stühlen der Gäste Platz sein. Rechnen wir für Stuhl und Bedienung je 60 cm, so wird der Rahmen, der sich um einen für zwölf Gäste bestimmten Tisch einschließlich der Bedienung schließt, in seiner Länge $2 \times 60 + 5 \times 60 + 2 \times 60 = 540$ cm, in seiner Breite (bei einer Tischbreite von 1 m): $2 \times 60 + 100 + 2 \times 60 = 340$ cm betragen. Nun müssen wir die Möbel an den Wänden berücksichtigen: das Buffet und ein mehr oder weniger großer Abstelltisch, oder eine Kredenz. Und wenn möglich, das Klavier. Wir haben, wenn nach der Mahlzeit der Tisch auf seinen ursprünglichen Abmessungen zurückgebracht ist, einen großen Raum zur Verfügung, in dem die Musik und auch die Zuhörerschaft zu besserem Rechte kommt, als wenn unser Instrument in dem „Damensalon" stände, denn die Musik soll uns auch den Werktag verschönen. Deshalb soll das Klavier in einem Raum stehen, der uns tagtäglich zugänglich ist und der im Winter tagtäglich geheizt wird. Der eigentliche Musikliebhaber wird selbstverständlich den Musikraum als solchen besonders ausbilden, er wird dem Flügel einen geweihten Tempel geben und das Musikzimmer tritt ohne Nebenamt in den Grundriß

ein, seine architektonische Ausbildung verlangt einen besonderen künstlerischen Geschmack, eine Feiertagsstimmung, auf die näher einzugehen der Rahmen dieses Büchleins nicht gestattet. Bleiben wir aber bei dem Plane, daß außer dem Speisetisch mit zwölf Stühlen ein Buffet, ein Abstelltisch, ein oder mehrere bessere bequemere Sitzgelegenheiten und ein Klavier das Mobiliar unseres Speisezimmers bilden sollen, dann dürften Abmessungen von 5 m Breite und 7 m Länge die normalen eines bürgerlichen Speisezimmers sein (Abb. 4). — —

Das Essen an sich ist eine wirklich recht banale Beschäftigung. Da sitzen um die erste Mittagsstunde in den Kneipen an einem und demselben Tische die verschiedensten Vertreter unseres Nähr- und Lehrstandes und lassen sich abfüttern. Jede Kneipe hat ihren allbekannten Turnus von Gerichten, heute Gemüse, morgen Braten — je nach der Verwendbarkeit der Knochen, der Fleischreste und Saucen von heute oder gestern. Sie haben sich daran gewöhnt, diese Junggesellen, das Essen zu betrachten als eine notwendige Unterbrechung ihrer Arbeit — und man sieht ihnen diese Anschauung an der Weise zu essen auch an. Der schöne Götterfunken Freude, der im Schillerschen Sinne bei der Arbeit keine Nahrung findet — in der Mittagspause leuchtet er nicht auf, und allerhöchstens findet des Abends beim Bier, oder bei Freunden, oder ganz selten bei sich selbst der Junggeselle diese Tochter aus Elysium.

Im eigenen Heim begrüßt sie uns aber zu jeder Zeit, in mannigfacher Gestalt im Wohnzimmer überall

gleich freundlich — im Speisezimmer festlich, nicht geschniegelt und gebügelt, aber mit einer Rose im schwarzen Haar. Wenn wir uns — und wäre es auch nur zu Zweit — an unsern Eßtisch setzen, dann wollen wir nicht abgefüttert werden, sondern wir wollen eine schöne Stunde des Beisammenseins feiern, des Bewußtseins, daß wir leben und genießen können, und daß wir gesund sind — daß es uns schmeckt. Ich pflichte Otto Ernst nur zum Teil bei, welcher sagt, Rehsteak mit Maccaroni und Fleur de Chablis stimmen den Menschen großmütig und liebevoll. — Es kommt nicht nur auf die Bereitung an, sondern auch auf die Umgebung. Unsere guten „Weinrestaurants", „Austernsalons" und wie diese deutschen Stuben alle heißen mögen, haben das nun wohl auch meist gut verstanden. Sie bezahlten wirkliche Künstler, die ihren Kneipen den vornehmen, aber doch anheimelnden fesselnden Eindruck zu geben vermögen, der den schwarzen Rock oder den Smoking verlangt, aber dafür auch der Zunge und dem Gaumen eine Feststimmung gibt, die bei bayrisch Bier und Leberwurst nicht nötig ist.

Nun, wir haben nicht jeden Tag ein Fest zu feiern, aber wir wollen doch dann und wann so ganz besonders feierlich, fröhlich bei Tische sitzen. Sollen wir dann in eine jener guten Kneipen gehen? Wollen wir nicht lieber unserem Speisezimmern das bleibendfestliche Gesicht lassen, daß wir vielleicht aller vierzehn Tage erst von Grund aus *verstehen* können — und wollen wir nicht lieber täglich, auch bei Reis mit Rindfleisch, die Stunde des Mittags *feiern*? Wie sollen wir aber unserem Speisezimmer das festliche Aussehen

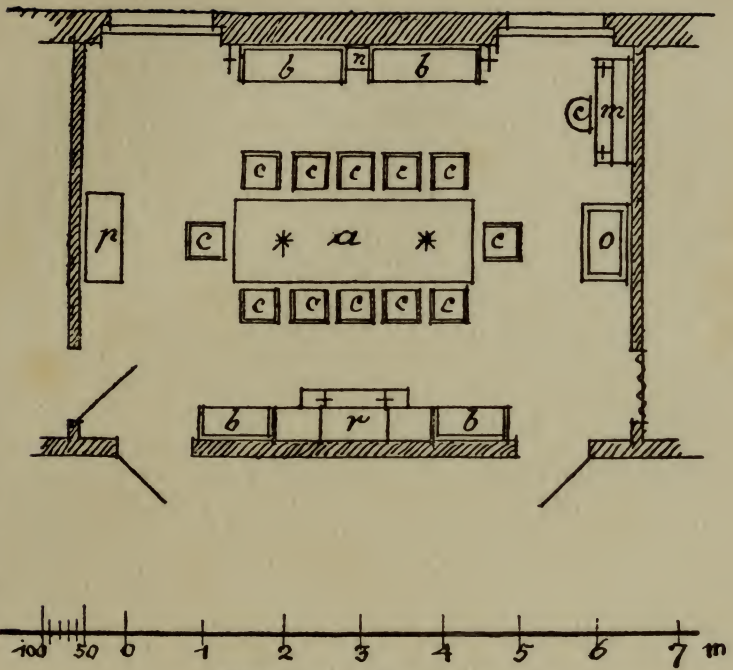
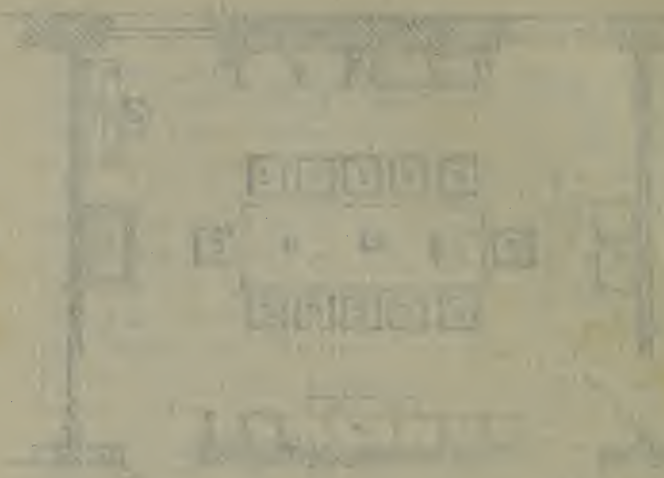


Abbildung 4, Speisezimmer
(zu Seite 70, 71, 79 und 80).

Größe 5 × 7 m.

Mobiliar:

a) Speisetisch.
b) Bank.
c) Stuhl.
o) Ofen.
p) Kredenz.
r) Buffet.
m) Klavier.
n) Postament mit Bildwerk oder Leuchtkörper.
* = Leuchtkörper, Lampe, + = Kerze.



MCW

Abbildung 5a (Entwurf von Nicolai-Dresden)
(zu Seite 75).

geben? Die Zeit unserer Eltern griff zum Rembrandtschen Halbdunkel, zur braunen Tapete, zu schweren braungebeizten Eichenmöbeln. Sie erreichte damit eine „warme" Stimmung. Die ist meiner Meinung nach nicht durchaus nötig. Im Gegenteil. Wer einmal in einem hellen, kühlen Speisezimmer gegessen hat, fühlt den Vorteil dieses vor einem dunkeln sofort heraus. Anfangs mag wohl der helle Raum, der unter der normalen Zimmertemperatur uns erwärmt erscheint, einen fröstelnden Eindruck machen, mit dem Essen aber und der gesteigerten Unterhaltung erhält unser eigener Körper eine Übernormaltemperatur, die auch einen normal warmen Raum eng und heiß macht, während der mäßig erwärmte, hellfarbige erst die rechte Folie gibt zu uns selbst. Essen und Trinken regt an, das Gefühl der Halbheit, der Lauheit, ja der Verdrießlichkeit, das in uns vor der Mahlzeit Oberwasser hatte, weicht einer urteilssicheren Lebhaftigkeit, einem gesteigerten Interesse an allem auch außerhalb unseres Selbst liegenden —. Auf eine solche Stimmung soll das Eßzimmer „geaicht" sein. Ja, es kann etwas „Monumentales" wohl vertragen. Der Herr im eigenen Hause wird weißlackierte Lambris (Holzvertäfelung) bis in die Höhe des Hauptwandmöbels, des Buffets, bringen, darüber rote oder gelbe Tapete; die Decke in wenig Schwingungen mit Stucklinien überziehen. Der Mieter, der keine Lambris verlangen kann — oder wenigstens keine, die er wünschte —, wird eine helle graue Tapete, die das Zimmer groß macht, wählen, und den breiten Fries darüber in weiß sich in die gleichfalls weiße Decke

verlaufen lassen. Der Boden bedarf eines Läufers, der sich unter den ganzen vollständig ausgezogenen Tisch strecken muß. Die Möbel können aus Kiefer und elfenbeinweiß lackiert sein. Wie? Nicht einmal echte Möbel? O, gewiß, natürlich haben echte Möbel aus dem jetzt so beliebten grauen Ahorn- oder aus Birnbaumholz mindestens dieselbe Berechtigung, feierlich zu erscheinen, sie werden sogar noch vornehmer wirken wie angestrichene. Auch Eiche und Rüster — schließlich: jedes Holz mag dem Speisezimmer recht sein. Ich will aber auch hier wieder der Kiefer einmal das Wort reden, weil dieses Holz lange Zeit als minderwertig betrachtet wurde. Das Kieferholz ist, ausgesucht, für Möbel geeignetes Holz; als Gebrauchsmöbel wohl etwas zu weich, also wie gesagt, im Wohnzimmer nicht an der rechten Stelle. Es hat den großen Vorzug, nicht so teuer zu sein als alles andere Möbelholz. Kieferholz an sich „arbeitet" sehr, d. h. es quillt stark oder schwindet stark je nach dem Wassergehalt der Luft. Durch Zusammenleimen mehrerer, drei oder fünf Lagen (Dicken) dieses Holzes in verschiedener Faserrichtung können wir uns aber Flächen von großer Ausdehnung schaffen, die keine Spur von Schwinden oder Quellen zeigen. Die Maserung der Kiefer bietet ebenfalls eine mitunter außerordentlich schöne Zeichnung, so daß ein Streichen mit deckender Farbe nicht nötig ist, und ein Lasieren in braunem, rotem oder violettem Ton wirklich schöne Stücke gibt, soweit nur die Form des Möbels an sich schön, d. h. zweckmäßig ist. Wir leben doch nicht mehr in der Zeit, welche den Wert der Möbel nach

Abbildung 5b (Entwurf von Nicolai-Dresden)
(zu Seite 75).

Abbildung 5c (Entwurf von Nicolai-Dresden)
(zu Seite 75).

dem Preis und nach der Anzahl von Säulchen und Profilen bemißt.

Darum dürfen wir Kiefermöbel in das Speisezimmer stellen. Wenn ich ein Bemalen vorgeschlagen habe, so habe ich es im Sinne der hellen Umgebung getan, die helle Möbel wünscht. Indes ist das eben nur ein Vorschlag, denn der eine oder andere liebt eben doch dunkle Möbel an dunkler Wand; und in lichtreichen Speisezimmern wird die fröhliche Feierlichkeit schon durch den Reichtum des Lichtes und durch die Form der Möbel erreicht, und vielleicht auch durch die schöne Maserung ihrer Flächen.

Das Buffet.

Ich sagte oben, die Größe und die Bewertung des Speisezimmers läßt architektonische Möbelbildungen zu. Beim Buffet ist dies am besten möglich. Wir können die Räume, die das Buffet bilden sollen, doch so zusammenstellen, daß sie eine Steigerung im Möbelstück selbst bilden. Der Zweck des Buffets ist ja ein mannigfacher: es soll tiefe Schränke in sich fassen für große Gefäße, Bowlen, Kühleimer; es soll Kästen haben für Speisegeräte, Korkzieher, Nußknacker, es soll aber auch Raum geben für Gegenstände, die wir gern sehen lassen wollen: Vasen, Tassen, Kunstgläser. Die heutigen Buffetformen zeigen entweder zwei seitliche 1,50—2,00 m hohe Schränke, die im unteren Teile offen sein können, und zwischen diesen einen kommodenartigen Einbau. Die Öffnung über dem Einbau zwischen den Schränken hat eine Rückwand und ist mit Zwischenböden versehen. Das ganze Möbel (Abb. 5) erscheint breit. Die flankierenden hohen Schränke machen es selber zu einem großen Schrank.

Ein solches Buffet steht am besten an einer Wand, die seitlich keinen oder nur wenig Platz, vielleicht für je einen Stuhl übrig läßt. Denn die hohe auf den Boden senkrecht aufstoßende Linie des Seitenschrankes wird in ihrer Härte durch eine lange, horizontale Bodenlinie (z. B. die Scheuerleiste) nur verstärkt.

Im Gegenteil zu dieser Buffetart steht die andere, welche die Betonung der Höhe in der Mittelaxe zeigt, wo also die Seitenschränke niedriger sind als der Mittelbau, den als Bekrönung eine Uhr zieren mag und der als besondere Betonung der Mittelaxe zwei Leuchtkörper tragen kann (Abb. 6). Ein solches Buffet hat etwas „Pyramidales" in seiner Steigerung nach der Mitte zu. Es verträgt sehr wohl einen beiderseitig freien Platz, vielleicht Sitzbänke, welche dann den Anschwung nach der Mitte vorbereiten, ähnlich wie für den Springer ein langer Weg erforderlich ist, der ihm eine erhöhte Schwungkraft gibt, damit er um so leichter in hohem Parabelbogen die vorgeschriebene Höhe nehmen kann.

Kleinlicher Schmuck soll bei einem so großen Möbel wie das Buffet ist, vermieden werden, wenigstens sollen die Schmuckflächen und -Formen dem Ganzen dienen, d. h. in der Entfernung, welche zum Überblick des ganzen Möbels notwendig ist, nicht verschwommen und verworren wirken. In dem in Abb. 6 gezeigten Buffet ist versucht worden, die ganz schlichten Flächen des dunkellasierten Kieferholzes mit Messingplatten und Schildern so zu beleben, daß die Steigerung nach der Mitte verstärkt wird. Das Messingblech ist mit Firnis überzogen (verniert) und

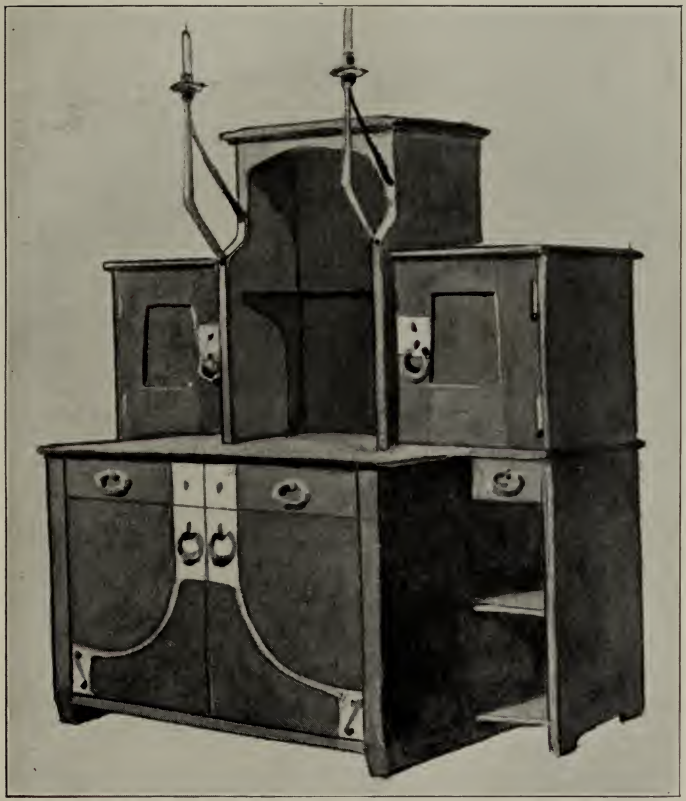


Abbildung 6
(zu Seite 76).

behält so seinen Metallglanz, ohne daß ein Putzen notwendig wird. Helle Möbel können in ähnlichem Sinne mit Eisenblech beschlagen werden, natürlich nur da, wo wirklich das Schloß oder das Band solches verlangt oder erklärt.

Die Kredenz.

Ein Möbelstück zum Absetzen der Speisen ist notwendig. Es mag einfach als Tisch, vielleicht mit Zwischenböden, oder aber mit Aufsatz, oder schließlich als niedriger Schrank ausgebildet werden. Oft kommt es dann dem Möbelstück gleich, das unter dem Namen Kredenz als Begleitung des Buffets auftritt, aber die Bestimmung hat, Gläser und Tassen aufzunehmen, die dort gefüllt werden.

Die Stühle.

Ein Wort über die Stühle. Die Zeiten ändern sich und wir in ihnen. Man könnte fast versucht sein, zu sagen: Je kleiner ein Gegenstand, desto mehr ist er der Mode unterworfen. Auf wieviel verschiedenen Stühlen haben wir gesessen! Hat nicht jede Wohnung eine andere Stuhlart? Und doch ist die konstruktive Aufgabe so schnell erfüllt: vier Beine; die vorderen haben nur den Sitz zu tragen, die hinteren außerdem in ihrer Verlängerung die Lehne zu bilden. Manchmal werden die Vorderbeine noch zum Tragen der Armlehne in Mitleidenschaft gezogen. Ganz abgesehen von den unendlichen Arten von schmückendem Beiwerk, das den Stuhl „individuell" machen könnte, ganz abgesehen von der Ausbildung des Sitzes als Polster- oder Rohrsitz oder als einfacher Holzsitz — gibt es nicht tausend und abertausend verschiedene Arten von Stühlen? Es ist in den Augen der Welt, die vor allen Dingen sitzen,

bequem sitzen will, wenn sie sich setzt, doch ganz gleich, wie durch die Linie im Holze die statische Beanspruchung des Stuhlbeines oder Lehne im Kampfe mit der Elastizität des Materials dargestellt wird. Trotz van de Veldes Versuch, den „Stuhl an sich" zu finden (gibt es in der Gegenstandswelt überhaupt ein Ding an sich?), wird für uns die Kernfrage an den Stuhl lauten: Wie sitzt sich's auf dir? Und bist du fest?

Wählen wir den Sitz breit, wenn nur die Breite des Platzes am Tische es zuläßt. Womöglich mit Armlehne, damit wir nach Tische ein Weniges uns ausruhen, bei Zigarre und dem Reste Wein oder der Tasse Kaffee zurückgelehnt plaudern können. Die Lehne sei nicht zu hoch. Sie belästigt sonst uns und die uns Bedienenden. Wenn wir uns anlehnen, soll die Lehne nur bis an die unteren Schulterblattenden reichen. Sonst zwingt sie uns zum Krummsitzen, während bei freistehenden Schulterblättern die Brust sich frei weiten kann. Die Stühle seien nicht zu schwer, auf daß wir nach dem Essen nicht unsere liebe Mühe haben, den dienstbaren Ruhsitz los zu werden, obwohl er immerhin schwerer sein kann als der Stuhl im Wohnzimmer, auf daß er auch mit dem Ganzen des Speisezimmers einheitlich wirkt, welches mehr Großzügigkeit verlangt als das Wohnzimmer, weil es mehr Repräsentationsraum — Festhalle ist als jenes.

Bilder. Die Großzügigkeit des Speisezimmers soll auch den kleineren Zimmergegenständen anhaften; das „Niedliche" mag ganz daraus verbannt werden. Selbst die Bilder sollen schon im Formate einer ge-

wissen Monumentalität — um es stark auszudrücken — Rechnung tragen. Am besten nur wenige Bilder — gute Reproduktionen, z. B. Stiche oder Radierungen, die die Aufmerksamkeit nicht auf sich lenken, aber doch wieder helfen, die Wand selbst mitsprechen zu lassen. Im allgemeinen können die über die Bilder des Wohnzimmers gegebenen Andeutungen auch hier gelten.

Natürliche Beleuchtung.

Der natürlichen Beleuchtung durch die Fenster des Speisezimmers mag große Freiheit gegeben werden. Wir wollen wieder einfache — und einfarbige, helle Zuggardinen an die Fenster hängen, mit einfacher Falbel quer oben; die Scheibengardinen, die farbig gewählt werden können, werden dem Blicke des Gegenübers wehren. Dann geben wir dem Fenster, jedem einzeln oder auch (wenn die Fenster als „gekuppelte" nahe aneinander stehen) zweien zugleich einen dunkeln Rahmen, indem wir einfarbige, vielleicht stumpfblaue Portieren aus dichtem Stoff, die bis auf den Boden reichen, an den Fensterlaibungen anbringen, und diese wiederum quer oben durch eine Falbel verbinden. Während die eigentlichen (hellen) Zugvorhänge innerhalb der Fensterlaibungen sitzen, sind Portieren und Falbel auf Stangen in Konsolen an der inneren Wandfläche befestigt. Wer vom Glück besonders begünstigt ist, findet zwei Fenster, die symmetrisch zueinander die Wand durchbrechen und eine Mittelwand freigeben (Abb. 4), welche lang genug ist für einen Sitzplatz, vielleicht eine Bank mit Kissen, oder aber auch ein Sofa, das als Bezug einen helleren, feineren Stoff hat wie das im Wohnzimmer. Das oben erwähnte Klavier soll möglichst so stehen, daß

das Tageslicht auf die Noten scheint; es ist ein Gebrauchsgegenstand, und wir wollen vor allem, solange die besseren Klavierformen nicht allgemein sind, dem Klavier keinen besonders bedeutenden Platz im Zimmer einräumen.

Die künstliche Beleuchtung.

Die künstliche Beleuchtung des Speisezimmers soll im Gegensatz zu der des Wohnzimmers dezentral, d. h. zerstreut, sein. Ist es angängig, dann mögen über dem langen Speisetisch zwei Lampen hängen. Bei festlichen Gelegenheiten aber können außer diesen beiden Lichtzentren noch andere in Wirkung treten. Das milde, rötliche Kerzenlicht wird im Speisezimmer einen Schimmer über die Gäste verbreiten, der auch dem blassen Gesicht Lebhaftigkeit und sanfte Röte gibt. Die Verteilung der Lichtquellen an den Wänden sollen das Speisezimmer zum Speisesaal erweitern. Es werden die Kerzen am Klavier, die Lichter am Buffet und zwei zweiarmige Wandleuchter, die zu beiden Seiten des Sofas in etwas über 2 m Höhe angebracht sind, also im ganzen acht Kerzen, unser Speisezimmer groß und schön machen (vgl. die Kreuze im Grundriß, Abb. 4). Nun ist aber zu bedenken, daß dieses reiche Licht viel Sauerstoff braucht — wenn irgend möglich, ist deshalb das Fenster im Nachbarzimmer, ich denke an das Damen- oder Empfangszimmer, offen zu halten — und die Tür zu diesem Raum ebenfalls. Oder besser: Wir wollen von Anfang an die Tür zum Empfangszimmer ausheben und statt ihrer einen Vorhang in die Türlaibung an messingener Stange hängen, einen einfachen dichten Stoff (keine Perlenschnuren, oder japanische Strohmatte!) mit glattem Saum, der in den natür-

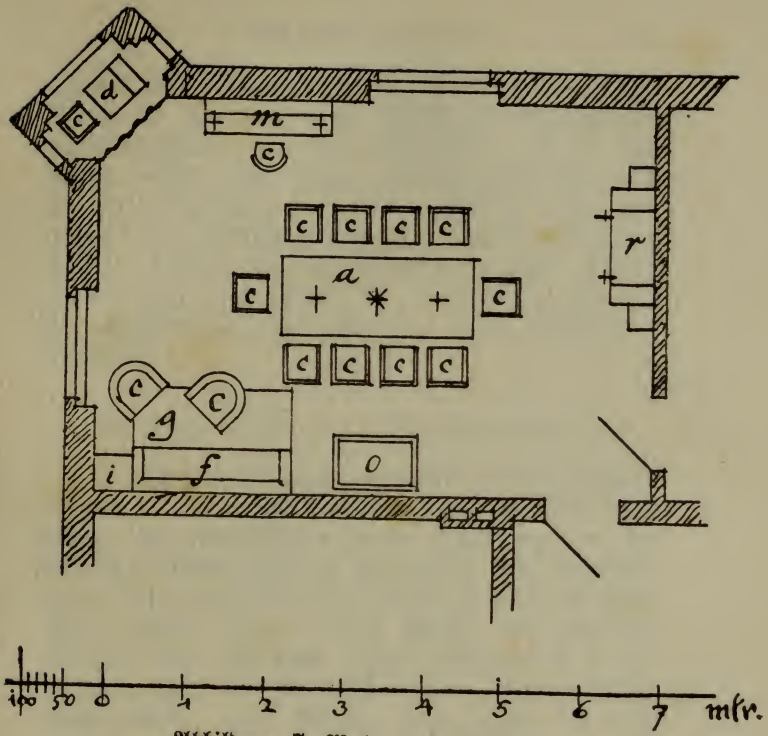


Abbildung 7, Wohn- und Speisezimmer
(zu Seite 81).
Größe 5 × 7 m.

Mobiliar:

a) Familientisch.
c) Stuhl.
d) Nähtisch.
f) Sopha.
g) Teppich.
i) Schränkchen mit Uhr.
m) Klavier.
o) Ofen.
r) Buffet.

lichen Falten des Behangs seine beste Bewegung findet. Dieser an sich nicht dicht schließende Vorhang gibt genügend Raum für den Luftwechsel. Es ist eine Wand, welche nicht trennt, sondern welche die notwendige Beziehung vermittelt zwischen zwei zum größten Teil der Repräsentation gewidmeten Zimmern. Sobald freilich das Speisezimmer zugleich Wohnzimmer sein muß (Abb. 7), verwandelt sich mit der Bestimmung des Raumes seine Ausstattung wesentlich.

c) Das Wohn- und Speisezimmer.

Je nach unserem eigenen Ermessen, je nach unserem Stande in Beruf und Gesellschaft wird das vereinigte Wohn- und Speisezimmer mehr Wohnraum — oder mehr Repräsentationsraum sein müssen. Wir Deutschen gerade haben mehr als andere Nationen seit je die schöne Sitte gepflegt, unsern lieben Gästen mit unserem Herzen auch das Herz unserer Wohnung zu erschließen und das Goethesche Wort: Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste, ist nicht umsonst auf uns Deutsche gemünzt, die wir, wie die Väter es gepflegt, unsere „Familie zum geselligen Festeskreise" erweitern, ohne, wie der Amerikaner es tut, um den Verlust besorgt zu sein, den unser lieber Egoismus, d. h. unser engster d. h. beschränkter Familiensinn damit erleidet. Wenn wir nun im Speisezimmer den Ort gefunden haben, der der „zum geselligen Festeskreise erweiterten Familie" zum geeigneten Aufenthalt dienen soll, so muß zunächst im

Speise- und Wohnzimmer dieser Anforderung wiederum Rechnung getragen werden. Auf der andern Seite aber wollen wir bedenken, daß die Mehrzahl der Mahlzeiten im engsten Familienkreise eingenommen wird und daß das vereinigte Wohn- und Speisezimmer des Abends der traulichen Wirkung nicht entbehren darf, die uns das Wohnzimmer an sich so wertvoll und so intim macht. Wie nun aber diese beiden eigentlich entgegengesetzten Bestimmungen unter einen Hut bringen?

Der Familientisch.

Zunächst geben wir dem Familientisch einen hervorragenden Platz in der Mitte des Zimmers, denn wir müssen nun darauf eingerichtet sein, einer größeren Anzahl von Tischgästen Platz am langen, „ausgezogenen" Tische zu geben. Damit ist aber eigentlich schon alles getan. Denn nun ist der Schwerpunkt gegeben, der den Festeskreis um sich versammelt; und das Wohnzimmermobiliar an sich, d. h. in Holzart und Konstruktion, sorgt von selbst dafür, daß an Wohnlichkeit, auch ohne Gäste, nichts verloren wird. Gestattet es die Größe des Wohnzimmers, das in seinem Doppelberuf allerdings in reichlich großen Maßen genommen werden muß, dann mag am Ofen noch ein kleiner, etwa 1 m im Quadrat großer Tisch mit einer Bank dazu bestimmt sein, dem kleinen Familienkreis von 2—6 Personen als ein zweiter Sammelpunkt zu dienen. Sollte aber den oder jenen — oder die oder jene — der Arbeitsplatz der Frau im Erker als „zu werktäglich" stören, dann kann eine durchsichtige Gardine, die quer vor den Erker gezogen wird, diesen Arbeitsplatz in rätselhafte Dämmerung rücken — und das Wohnzimmer wird auch dem

unserem Herzen ferner stehenden Tischgaste als recht gutes Speisezimmer erscheinen. Das Buffet kommt dann an die bevorzugte Wand in die Mitte, am besten an die innere Schmalseite, die vom Bannkreis des Tisches meist weiter absteht als die Längsseiten. Wenn dann das obligate Rehsteak mit Makkaroni und Fleur de Chablis noch nicht so vorzüglich schmeckt, dann liegt es nur an der Zubereitung — oder an den Gästen, denn die kräftigen, konstruktiven und zweckmäßigen Möbel vor dunkler, stiller Tapete, die alten Familienbilder in tiefkehligen Goldrahmen atmen wohl nicht die leichte Feststimmung, die leichte Rede fordert, sondern eher eine ehrwürdige, baßtiefe, freundlich-großväterliche Stimmung — aber gewinnt damit der Festbraten nicht eher noch an Bedeutsamkeit und Herzhaftigkeit? Zwar — ein Toast in solchem Familienraum ist keine leichte Sache, denn hier geben nicht die Flimmerlichtchen der gedrehten Phrase Bewegung und Farbe, sondern hier lauschen an den Wänden die Ureltern und Eltern; und was hier gesagt wird, muß tiefgründig, muß herzlich sein — aber ein einziger Herzton findet dafür im Wohnzimmer tausendfachen Widerhall und der Händedruck, der nach der Mahlzeit den Dank von mir zu dir vermittelt, ist hier fester und inniger — auf Kosten einer tadellosen Verbeugung.

Der Speisetisch, auch im Wohnzimmer, soll da bleiben, wo wir ihn hingestellt haben, wenn es nur die Größe der Zimmer zuläßt. Es macht immer den Eindruck des Abspeisens, wenn der Eßtisch nach „Tisch" an die Wand, vielleicht vor das Sofa gerückt wird.

Dann — ja dann ist die ganze Erinnerung an das fröhliche Mahl vorbei und das neue Bild wirkt in uns fremd. Wollen wir doch viel lieber den hervorragenden Platz des großen Tisches — er ist doch in seinem Berufe ein Gegenstück des auch feststehenden Herdes (hier das Entstehen — dort das Vergehen des lieben Gutes) ganz besonders durch einen Teppich, einen festen einfarbigen Teppich kennzeichnen, so wie wir den Platz vor dem Sofa durch einen — ornamentierten — Teppich bedeutsam und liebenswert gemacht haben! Während des Abräumens der Speisen und der Speisegeräte halten wir uns — die Damen im Zimmer der Frau, die Herren in dem des Herrn, oder aber auch beides, Damen und Herren, im Zimmer des Herrn auf und nehmen hier die erste Tasse Kaffee ein. Bei unserer Rückkehr ins Wohnzimmer finden wir den Raum gelüftet, und auf dem Speisetisch, den eine nicht grelle, einfarbige Decke schmückt, finden wir
Blumen. Blumen, in einer Vase oder Schale geordnet. Blumen, für den Tag bestimmt, machen diesen unvergeßlich, im Winter tut es ein dichter Strauß Tannengrün in einem vollbauchigen Topf, im ersten Frühling ein Busch Maikätzchen — und so sehen wir auf dem Tische ein Stück Natur je nach der Zeit, die uns im Zimmer wie ein ungeahnter lieber Gast begrüßt.

Ich liebe nicht Topfpflanzen. Auf dem sogenannten Blumentisch ja, aber nicht vereinzelt im Zimmer, da und dort auf einem Tisch oder einem Tischchen, womöglich mit rosa Manschette, die mehr verratend als verhüllend den braunen Asch umkräuselt, oder gar mit einem gelben Zigarrenbändchen oben

festgebunden wird. Was hat auch der arme braune Topf getan, daß ihr ihn keusch mit einem rosa Hemdchen umkleidet? Und der Untersetzer darunter bleibt kahl? Und aus dem allen erhebt sich auf einem dürren Stengel die „Rose", die „Orchidee". Blumen im Topfe ähneln dem Singvogel im Bauer, dem Goldfisch in der Glasglocke. Ein Vogelhaus, ein Aquarium, ein Blumenhaus — oder aber auch ein Blumentisch — all dies hat seinen großen, auch ästhetisch großen Wert. Besonders die Blumen und die Blattpflanzen auf dem Blumentisch, wo sie die entsprechende Pflege erhalten können — wo der braune Asch hingehört — wo ihr keuschen Gemüter ihn also ohne Hemdchen lassen dürft — sie finden die Anerkennung als solche in ihrer Gattung und Art und in ihrer eigenen Schönheit — aber wenn es gilt, einen Tisch oder ein Tischchen zu schmücken und in den Grund dahinter einen Farbenfleck zu bringen, der ihm seine Eintönigkeit nimmt und unser Auge entzückt und erfrischt, dann ist ein Busch Blumen, Feldblumen, Anemonen, Himmelsschlüssel oder auch Rosen der einzige Akzent, der unserem Auge ebenso not tut, wie unserem Ohr ein fröhlicher Triller mitten im Werkeltag. Bei der Zusammenstellung der Sträuße und „Buschen" könnt ihr viel wagen. Der empfindliche Ästhetiker wird freilich hier und da zu tadeln haben, aber mit dem Grundsatz: Feldblume zu Feldblume, Gartenblume zu Gartenblume, ist schon viel geholfen. Und die Vase einfach, in Form und Farbe: Für langstielige Blumen hoch, für buschartige weit und bauchig; eine unbestimmte, nicht sprechende Farbe ist

für die Vase wohl die vorteilhafteste, denn sie läßt jede Blume zu. Im übrigen sollte das Gebiet der Blumenverteilung, besonders bei großer Tafel, der Hausfrau überlassen bleiben, die weniger nach geschriebenen als nach gefühlten Grundsätzen ordnet. Die eigentliche Blumenpflege beschränkt sich auf das kleine Anwesen, welches in einem weißlackierten Blechgefäß vom Blumentisch getragen wird. Der Blumentisch selbst mag ein richtiger, vielleicht runder Tisch mit vier kräftigen Beinen und einem verbindenden Steg sein. Die in tausend Verrenkungen gebogenen Beine aus Eisendraht oder Bandeisen, schwarzlackiert mit goldbronzierten Nietchen und Knöpfchen bringen in das Wohnzimmer ein fremdes, kaltes Element, das Eisen. Da aber doch zunächst den Blumentöpfen ein Unterkommen geboten werden soll und da dies ausreichend schon in dem Blechgefäß mit seinem etwa 4—5 cm hohen Rand geschieht, wüßte ich nicht, warum für das Blechgefäß ein eiserner und kein hölzerner Tisch dienen sollte. Da nun das Gefäß sowohl der einfachen Herstellung wie auch der einfachen Reinigung wegen am besten kreis- oder ovalrund sein wird, mag die Platte des Tisches ebenfalls entsprechend rund sein. Einen besonderen Schutz vor Nässe kann der Tisch selbst noch durch einen dichten Anstrich in weißer Ölfarbe erhalten.

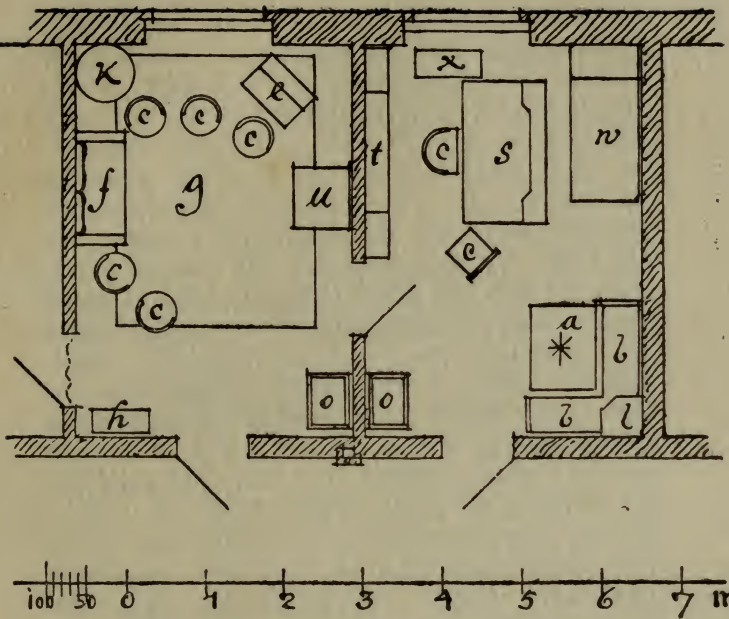
Die Blumenpflege erfordert beständige liebevolle Aufmerksamkeit. Der Mann, der den größten Teil des Tages außerhalb seiner Wohnung zu tun hat, überläßt diese Pflege der Frau. Die Frau wird nun auch darüber wachen müssen, daß ihre Lieblinge

in der ihnen zusagenden Temperatur stehen, sie wird vielleicht, wenn einige ihrer Pflegebefohlenen die warme Stubenluft des geheizten Wohnzimmers nicht vertragen, einen zweiten, kühleren Ort wählen, vielleicht für einen zweiten Blumentisch sorgen müssen, den sie dann im eigenen Zimmer — im „Zimmer der Frau" — aufstellt.

d) Das Zimmer der Frau.

Das Zimmer der Frau, d. h. das Zimmer der deutschen Frau — ich sehe dabei von den schriftstellerisch oder anderswie geistig arbeitenden Frauen ab und denke nur an die deutsche Hausfrau — verdient schon deshalb eine ganz eingehende Betrachtung, weil seine Bestimmung vielfach verkannt wird. Das Zimmer der deutschen Hausfrau soll kein „Boudoir" sein. Der Franzose Havard sagt sehr richtig: „Das Boudoir ist eine durch und durch französische Schöpfung, mit der keine im Auslande sich auch nur vergleichen kann." Die französische Frau, die Pariserin, deren Seele uns die modernen französischen Novellisten mit dem Seziermesser scharfer Beobachtung dargelegt haben, lebt ihr Leben weniger mit ihrem Mann, als bei ihrem Mann. Weder England noch Deutschland weisen ähnliche Kulturzustände auf. In England kommt dem Verlangen der Frau nach Zurückgezogenheit immer das Schlafzimmer entgegen (Muthesius), in Deutschland wird die Hausfrau das „Zimmer der Frau" weniger zur eigenen Zurückgezogenheit — zum Schmollen (bouder) haben wollen, als vielmehr, um einen Raum zu besitzen, in dem sie ihrer Freude an

kleinem Schmuck, an den Andenken aus ihrer Mädchenzeit, Ausdruck verleihen kann. Immerhin aber wird im „Frauenzimmer" ein kleiner Schreibtisch schon deshalb freudig begrüßt werden, weil die Frau so viel, ach! so viel Kleinigkeiten, Nippes usw. hat, die sie gar nicht recht unterbringen kann! Also Etageren her! Und dann noch reichlich Sitzgelegenheiten, einen Teppich, ein Tischchen und zuletzt wohl noch einen kleinen Absetztisch für die Teemaschine, für Tassen und Gläser, der leicht da- und dorthin getragen werden kann. Das wird im allgemeinen das Mobiliar im Zimmer der deutschen Hausfrau sein. Sein anderer Zweck, nämlich der des Empfangszimmers, wird damit zugleich vollständig erfüllt. Ich finde jenes Empfangszimmer entsetzlich, in dessen Mitte ein runder Tisch steht, der mich zwingt, entweder an der Tür oder am Fenster Platz zu nehmen. Am besten wohl, ich stelle mich gleich neben den kleinen Stuhl da an der Tür; würde ich mich setzen — ich müßte mich kauern — so niedrig ist er. Nun kommt der Herr oder die Frau; ihr Blick streift über das Zimmer: sie suchen mich, aber sie werden meiner erst gewahr, wenn ich, dicht neben ihnen, sie mit einem „Guten Tag" erschrecke. Oder ich stehe am Fenster. Dann steige ich wie ein Anfänger im Eiertanz über die kleinen Möbel und auch das wirkt, wenn nicht mit Geschick getan, peinlich. Trete ich hingegen in ein Empfangszimmer, in dessen Mitte ein freier Teppich liegt, auf welchem, dem Sofa zugewandt, einige Sitzmöbel stehen, dann fühle ich mich als Hauptperson — während es vorhin der Tisch tat. Ich finde den



Abbildungen 8 und 9

Zimmer der Frau und Zimmer des Herrn

(zu Seite 87 ff. und 95 ff.).

Mobiliar:

a) Tisch mit Lampe.
b) Bank.
c) Stuhl.
e) Schreibtisch der Frau.
f) Sopha.
g) Teppich.
h) Theetischchen.
k) Blumentisch.
l) Eckschrank.
o) Ofen.
s) Schreibtisch.
t) Bibliothek.
u) Büchertisch.
w) Diwan.
x) Beisetztischchen.

Sessel schnell und meine Wirte werden auch mich schnell finden. — Nach diesen Betrachtungen können wir das Aussehen und die Einrichtung des Zimmers der Frau (zugleich des Empfangszimmers) folgendermaßen bestimmen (Abb. 8). Ein Raum, im Grundriß mindestens 3,5 m breit, bei 5 m Tiefe (Tiefe des Wohnzimmers) mit einem Fenster, drei Türen und einem Ofen. Drei Türen für den verhältnismäßig kleinen Raum! Sie sind aber notwendig, denn dieser Raum wird bei zahlreicher Gesellschaft nach dem Essen gewissermaßen als Durchgangsraum benutzt werden müssen. Nun habe ich schon oben angedeutet, daß bei nebenliegendem Speisezimmer die Tür zu diesem durch einen Wandbehang ersetzt werden kann. Das Zimmer des Herrn, das den Gästen als Rauchzimmer zu dienen hat, kann die Türöffnung wohl nicht entbehren. Der Platz zwischen diesen beiden Türen bis zu der vom Vorsaal ins Zimmer führenden Tür ist Durchgang. Der Ofen und der Teetisch können vielleicht dort noch Unterkommen finden. Der Platz aber zwischen diesem Durchgang und dem Fenster erhält den Charakter des „Frauenzimmers". Es wird noch bei der angenommenen Breite eine Tiefe von nahezu 3 m aufweisen, welche dem Teppich, dem Sofa und den Sesseln gehört, vielleicht noch einem kleinen Tischchen und dem Schreibtisch der Frau oder dem Blumentisch — für dessen Unterkunft ein Erker freilich sehr erwünscht wäre. Trotzdem wir dem Zimmer der Frau den Nebenberuf eines Empfangszimmers mitgegeben haben, darf doch seine Ausstattung — wie ich schon oben erwähnte — voll und ganz

dem Wunsche der Frau gemäß ausfallen. Natürlich müssen dabei die Sitzgelegenheiten ihre richtige Höhe behalten und alles unnötige Geschlingel wegbleiben, denn auch die Frau soll sich nichts weismachen lassen vom Jugendstil der Möbelversandhäuser. Sie wird, wie der Herr, Haltbarkeit des Holzes, Echtheit, Stabilität und Zweckmäßigkeit prüfen, und wird auch ihr Zimmer nicht durch alle möglichen, jetzt modernen Hocker, Schaukeln, Etageren, Einbauten zu einem wilden Durcheinander von Produkten der Drechslerei und Laubsägerei machen wollen. Sie wird den Teppich als wertvollstes und willkommenstes Mittel begrüßen, einen Ruheplatz für das Auge zu beschaffen — er kann ein kräftiges Rot als Mittelfeld aufweisen und soll für die Stimmung des Zimmers maßgebend sein. Als Möbelholz ist immer noch Mahagoni sehr beliebt, ich würde es auch am meisten empfehlen; daneben mögen Polysanderholz und Satin-Nußbaum gelten (das gelbe Zitronenholz, welches mit warmem Grau herrliche Stimmungen gibt, ist sehr teuer). Das Sofa mag klein sein, vielleicht zweisitzig, man sitzt — wie bei der Ofenbank — doch nicht gern in einer Reihe nebeneinander, sondern sich gern gegenüber; zwei oder drei Sessel mit Lehnen stehen auf dem Teppich im Halbkreis dem Sofa gegenüber. Außer diesen Sitzmöbeln wählt aber nur noch eine andere Art, „richtige" Stühle, vielleicht mit demselben Bezug, den Sofa und Sessel haben. Viele Damen stellen fünf bis sechs verschiedene Stuhlarten, von jeder Art einen bis zwei Vertreter, im Zimmer auf. Der Gast empfindet dann bei der Aufforderung zum

Sitzgelegenheiten.

Sichsetzen die schreckliche Qual der Wahl: Soll ich mich da auf den Hocker, dort auf das „Gondelbankett" oder hier auf den Sessel — oder auf den Stuhl setzen? Ich habe es einmal erlebt, daß mich eine Gönnerin, die mir ein Buch lieh, nicht einmal auf meinem Hocker in Ruhe ließ, weil sie zum Einwickeln des Buches das Papier nötig hatte, welches in den Tiefen des Sitzmöbels aufgehoben wurde. Hat ein Möbelstück einen Doppelberuf, dann mag man es ihm auch anmerken. Auf eine sogenannte „Truhe" setze ich mich schon von vornherein mit dem Bewußtsein, daß noch was „Besseres" darunter ist.

Der Spiegel.

Ein Spiegel, am besten ein hoher, der unsere ganze Gestalt zeigt, wird vom Besucher dankbar empfunden. Er mustert sich hier zum letzten Male, ehe er der Frau des Hauses entgegentritt. Jeder von uns — Damen und Herren — kennt das Gefühl der Unsicherheit, das unser ganzes Selbstbewußtsein zu erschüttern vermag, wenn wir unsern Besuch machen und wissen: an unserer Kleidung ist irgend etwas — vielleicht ganz Nebensächliches — nicht in Ordnung: Der Wind hat das Haar zerzaust — die Krawatte, die von je die Neigung hatte, sich nach links zu schieben, ist „natürlich" verschoben. — Nun, wir brauchen nur die ersten Seiten in Fried. Theod. Vischers „Auch Einer" zu lesen, um das ganze berechtigte Mißtrauen gegen die Tücke des Objekts zu bekommen. — Ein Spiegel ist da ein Retter in der Not, ein wahrer Freund. Nur sollen wir ihn so finden, daß er uns wirklich hilft, d. h. daß er nicht bloß im unteren Viertel unseren Kopf zeigt, oder

daß er, schief gehängt, uns so darstellt, als ob wir uns aus der Vogelperspektive sähen. — Deshalb mag sein Platz nicht über dem Sofa, auch nicht nach vorn überhängend, sondern so sein, daß er uns gegenüber aufrecht zur Verfügung in jeder Entfernung steht. Sein Rahmen sei nicht breit und dick, vor allem halte ich seitliche Säulen, welche die Spiegelverdachung tragen, ebenso unnütz wie diese selbst, denn der Spiegel hängt oder steht im Zimmer, und Sonne und Regen haben hier nichts zu suchen. Wir haben nicht nötig, nach neuen Formen zu forschen, und können an der Vergangenheit anknüpfen; an jener Vergangenheit, die noch eigenen Stil hatte, ehe die Zeit der Stilmacherei anhob — am Empire. Ein einfacher Rahmen umschloß da die Glasfläche. 30—40 cm vom unteren und oberen Rand nach innen hinein lief ein zweites Rahmenstück wagrecht quer über das Glas. So entstand oben und unten je ein breites Feld, welches mit einfachem Schmuck figürlicher Art gefüllt war. Also keine Verdachung auf Säulen oder Konsolen, sondern ein einfacher Rahmen, der oben und unten durch ein Querstück verstärkt wurde, wie es die ästhetische Anforderung ergab. —

Beleuchtung. Die Beleuchtung im Empfangszimmer bedarf nicht derselben Fülle des Tageslichtes wie die andern Zimmer der Wohnung. Ist nur ein Fenster im Zimmer, dann ist nicht nötig, Stores vorzuhängen oder Gardinen anzubringen, die allem Tageslichte wehren. Es wird genügen, die Scheibengardinen in dunklerem Ton zu wählen, die Zugvorhänge ganz wegzulassen und nur schwere, dichte Fenstervorhänge,

vielleicht im Ton der Tapete, in Seide gefüttert, anzubringen, die unten bis zum Fußboden reichen und oben durch eine gleichfarbige Falbel abgeschlossen sind. Die künstliche Beleuchtung mag wie im Speisezimmer excentrisch sein, d. h. bis auf eine hohe (Ständer-)Lampe in Lichtkörpern an den Wänden, z. B. zu beiden Seiten des Spiegels, bestehen. Denn des Abends dient das Zimmer nicht mehr zum Empfangszimmer, sondern als Zimmer der Frau und ihrer Gäste, es wird der Unterhaltung stattgeben müssen, und zwar einer Unterhaltung von unter sich ganz verschiedenen Menschen, verschiedenen Temperamenten und Charakteren, die vielleicht nichts anderes zusammenführt als die Höflichkeit oder die Freundlichkeit der Gastgeber, selten gegenseitige echte Freundschaft. Ein eigentliches „Thema" wird sie in den seltensten Fällen hier vereinen. Und deshalb mag die Mannigfaltigkeit der Beleuchtung, die durch den Blick ins Speisezimmer noch erhöht wird, hier tonangebend walten, und die ganze Einrichtung des Zimmers mag dazu beitragen, dem Flusse unserer Rede mehr breite, sich sanft verlaufende Gestade zu geben, als hoch und streng gezogene Ufermauern. Auch die Bilder an der Wand und die Wand selbst sollen weniger anziehen als vielmehr zerstreuen. Die Wand kann senkrechtes Streifenmuster zeigen, Gelb in Grau oder Grau in Grau, der milden Beleuchtung wegen nicht zu dunkel; die Bilder mögen vielleicht nur über dem Sofa Platz finden, da sie nebensächlich sind, es können kleinere Aquarelle sein, bunte Landschaften. Nicht Böcklin oder der Großen mehr, die ernstes Sichversenken erheischen.

Bilder und Tapete.

Alles in allem.

Alles in allem — man soll es dem Zimmer der Frau ansehen, daß man hier noch nicht im Allerheiligsten der Familie ist. Der Gast, den wir nur unser Empfangszimmer betreten lassen, ist noch nicht bei uns „zu Hause". Unsere Zeit hat mit solchen Gästen zu rechnen. Für die Freunde jedoch sei das Empfangszimmer ein Übergang, eine Abwechselung. Ich habe seines Zweckes als Damenzimmer schon bei der Besprechung des Speisezimmers gedacht. Der Sozialpolitiker W. H. Riehl schreibt: „Der unhäusliche Salon . . . . . zersplittert die Naturen. Man unterhält sich da nur in Aphorismen, man huscht nur an aphoristischen Erscheinungen vorüber. Die dem Salon vergleichbare Erscheinung in unserer Literatur ist das ‚Feuilleton', wer aber vorwiegend ‚Feuilletons' liest, der kann zuletzt gar kein solides Buch mehr lesen. — Das sind tiefgehende Krankheitszustände unserer Zeit, und ich lobe mir gegen jene feinen Leute die Zöglinge einer ordentlichen Spinnstube." — Riehl schrieb dies um 1858. Der Rahmen und der Zweck dieses Büchleins gibt mir keine Berechtigung nachzuforschen, wie tief die von Riehl verurteilte, von den Franzosen uns überkommene „Salonkultur" in das soziale Leben der Jetztzeit eingedrungen ist und ob sie im Deutschen wirklich Fleisch und Bein geworden — genug, sie ist da, wir müssen ihr Rechnung tragen. Indes, schon dadurch, daß wir den Salon zugleich als Zimmer der Frau und als Empfangszimmer betrachten, nehmen wir ihn nicht mehr so ganz ernst und so einseitig, wie es Riehl fürchtete; dagegen haben die „offenen Abende" —

die leider Gottes auch von vielen gebildeten Leuten „jours fixes“ genannt werden, eine große Beliebtheit auch im mittleren Bürgerstande gewonnen — sie öffnen nicht nur den Salon, sondern das ganze Heim, das Wohnzimmer, das Speisezimmer und das Herrenzimmer der geselligen Gastgeber und verdrängen damit die Unsitte des Kaffeekränzchens und des „Schoppenstechens“, indem sie Frauen und Männer sich in gemeinsamer Unterhaltung zusammenfinden lassen. Der Sozialpolitiker mag nun feststellen, daß wir deutschen Bürger wieder anfangen Familiengeist zu finden und zu pflegen, daß wir die gute Stube und den Salon hinter uns haben oder wenigstens in die ihnen gehörigen Grenzen gewiesen haben: den kurzen Besuch zu empfangen, dem verweilenden Gaste zur Abwechselung, nicht zum bleibenden Aufenthalt zu dienen, dem Zerstreuung suchenden solche zu bieten, wenn er den Raum aufsucht.

e) Das Zimmer des Herrn.

Das Zimmer des Herrn hat, ebenso wie das der Frau, einen Doppeldienst zu leisten. Es soll einmal dem Herrn zur Arbeitsstätte dienen, dann aber, bei Geselligkeiten in der Wohnung, einen Teil der Gäste aufnehmen — oder überhaupt ein wenig mit Unterhaltungs- — Gastzimmer sein. — Ob es den einen Beruf als Arbeitszimmer oder den andern als Gesellschaftszimmer höher stellt, hängt ganz von unserem eigenen Berufe ab. Indessen wird es durchweg einen Charakter aufweisen, nämlich den, welchen

ihm der Herr gibt. Denn es ist nur das Zimmer des Herrn. Zunächst soll es Werkstätte sein.

Der Schlosser und der Tischler wissen nun ihre Werkstatt gerade so einzurichten, wie es in „ihren Kram" paßt. Der Schuster und Schneider rücken den Tisch ans Fenster und stellen ihre Schränke und Regale so, daß ihnen das Leder oder das Tuch eben recht zur Hand ist. Auch der fleißige Dichter wird sich seinen Parnaß so zimmern, daß er sich vor den Musen nicht zu schämen braucht, ganz abgesehen vom (fleißigen) Maler, der am besten weiß, ob er auf kahler Wand — wie Ludwig Richter, oder auf künstlichen Bouquets, Bärenfellen und dunkeln Tapeten, wie Mackart sein Bild sieht — denen allen kann ich keinen Rat geben, weil ihnen ein besserer Ratgeber zur Seite steht, ihr Beruf. — Dem aber, der sein Herrenzimmer mehr zum buen retiro benutzt als zur Werkstatt, der an seinem Schreibtisch nur ein Paar Briefe „zu erledigen" hat, der weiß nicht recht, wohin mit seiner Individualität in diesen vier Wänden. Er steht vor einer großen Aufgabe: Er soll seinem Zimmer, dem Zimmer des Herrn, den Stempel seines Selbst aufdrücken. Buffon sagt: Le style est l'homme même — aber so leicht den Berufsmenschen sein Beruf einreiht in die und die Klasse des Bürgerstandes, so schwer findet dieser den Stil, der seine andere, menschliche Seite zum Ausdruck bringt. Und da läuft er oft Gefahr, sich selbst zu belügen. Das beweisen dann die vier Wände. Da sehen die Gäste chinesische Waffen, tönerne Hirschgeweihe, Schlachtenbilder, wohl gar halbe Ritterrüstungen. Und dabei

ist der Herr weder Kämpfer in den chinesischen Wirren gewesen, noch ist er Jäger, noch hat er Siebzig mitgemacht, noch kann er einen ritterlichen Urgroßvater nachweisen.

Le style est l'homme même. Was bin ich — außerhalb des Ringes, den mir mein Beruf vorschreibt? Wie verbringe ich das „dritte" Drittel des Tages: acht Stunden schlafe ich, acht Stunden arbeite ich im Bureau, und acht Stunden? — — —? Wie? — O nein, ich gehe spazieren, ich esse, ich widme mich den Meinen.

Der Schreibtisch.

Nun wir wollen schließlich aber doch annehmen, der Schreibtisch sei dazu notwendig, dem Zimmer des Herrn das rechte „Lokalkolorit" zu geben. Dann sei er aber, auch wenn die paar Briefe im Zimmer der Frau, am Damenschreibtisch geschrieben werden könnten, groß und „sachlich"; etwa 150 cm lang und 85 cm tief. Ein Aufsatz mit Schränkchen und Regalen zwingt uns, den Tisch mit der Rückseite an die Wand zu stellen. Andernfalls, d. h. wenn wir trotzdem, vielleicht wegen des besseren Lichtes, den Tisch in die Mitte des Zimmers stellen, entsteht zwischen der hohen — oft technisch nicht ganz einwandfreien hinteren Schreibtischwand und der Zimmerwand ein dunkler Winkel. Wir wollen aber doch, auch am Schreibtisch sitzend, das Zimmer überblicken. Und wir wollen doch auch unserem Egoismus treu bleiben und sagen: Der Schreibtisch hat sich nach uns zu richten. Wir werden ihm das beste Licht geben — also in die Nähe des Fensters setzen — (Abb. 9). Und wenn er dann in der Zimmermitte steht, wollen

wir auf den Aufsatz zu Gunsten eines freien Blickes über den Schreibtisch verzichten und höchstens durch eine sogenannte aufgeleimte „Doppelung" (ein etwa 12 mm hohes, 20 cm breites Brett in der Länge des Schreibtisches) auf der Platte an der hinteren Längsseite ein niedriges Podium schaffen, auf welches Leuchter, Briefwage, Federschale, vielleicht auch ein Paar liebe Photographien zu stehen kommen. Denn die Schreibtischplatte soll frei sein für das Papier oder das Buch.

Zur Unterbringung von Schreibpapier genügt nun eigentlich schon ein einfacher Tischkasten. Indes ist es Mode geworden, den Schreibtisch unterhalb der Platte mit zwei Schränken zu unterbauen, von denen der eine vielleicht sechs Kästen mit sogenannten „englischen Zügen" (die Vorderwand der Kasten fehlt) versehen ist, während der andere durch senkrechte Scheidungen geteilt, hohen und dicken Büchern Platz gibt. Diese „komplette" Schreibtischeinrichtung ist wohl nur auf den vielbeschäftigten Beamten gemünzt, der eine oder andere benutzt sie auch als Lagerraum für Zigarren und Schnaps. An sich aber ist der Gebrauch von den tiefen und niedrigen Schränken unbequem.

Der Beisetztischchen. Ich gebe deshalb einem sogenannten Beisetztischchen, vielleicht auf Rollen, den Vorzug, er braucht nur oben eine Platte, vielleicht 40 × 60 cm groß, zu haben, und unten zwei Zwischenböden. Wir können ihn nach Wunsch da und dorthin schieben, er nimmt Bücher, Zeitungen, Papier auf; er entlastet die Schreibtischplatte und ersetzt zum Teil die Schränke darunter.

Als dritten im Bunde der vornehmsten Gebrauchs-

möbel des Herrenzimmers haben wir den Schreibtisch- sessel zu achten. Ob er drehbar, verstellbar, oder sonstwie raffiniert eingerichtet sein soll, ist Privatsache jedes einzelnen, denn der eine sitzt gern fest am Schreibtisch — der andere will wie die unruhige Magnetnadel im Kompaß, einmal nach Ost, einmal nach West schwingen — jedenfalls aber ist hier ganz besonders feste Ware zu wählen. Bis heute hat der sogenannte Lutherstuhl den Vorrang vor allen andern Sitzgelegenheiten am Schreibtisch gehabt. Da er aber doch, abgesehen von den vielen störenden und unnützen Schnitzereien, aus weiter nichts mehr besteht als eben aus Beinen, Sitz, Rücken- und Armlehne, wollen wir ihn nicht mehr Lutherstuhl, sondern einfach Schreibtischsessel nennen. Er kann ganz den Stühlen im Speisezimmer gleichen, mit nicht zu hoher Rückenlehne, breitem Sitze und Seitenlehnen ohne scharfe Kanten und Schnitzereien, die nur den Armen wehe tun. Wenn ich noch einige Maße angeben will, so sind diese auf einen Menschen von normaler Größe, also etwa 1,76 m berechnet. Danach ist die Höhe des Schreibtisches (Oberkante, Platte) 78 cm, die Höhe des Sesselsitzes 47 cm, die Höhe der Armlehne 49 cm, die Höhe der Rückenlehne 85 cm zu bemessen. Die Breite des Sitzes kann 60—65 cm vorn, 50 cm hinten (an der Rückenlehne) sein. Der Sessel.

Das Holz des Schreibtisches und der andern Möbel im Herrenzimmer wird Eiche, oder Rüster, oder aber auch Kiefer sein dürfen. Letzterenfalls mag der Schreibtisch nur einen kiefernen Unterbau haben, während die Platte aus poliertem Rüsterholz sein kann.

Es ist durchaus nicht nötig, für alle Möbel ein und dasselbe Holz zu wählen. Zum Beispiel wird die folgende Zusammenstellung gut zurecht bestehen können: die Sitzgelegenheiten aus Buchenholz, grün lasiert, der Schreibtisch, das Bücherregal, vielleicht noch ein Schrank und ein Tisch aus Kieferholz, braun lasiert, die Tische mit grünlasierter Rüsterplatte. Grün und braun sind dunkel zu halten. Als Einlage auf den Platten des Schreibtisches und des Beisetztisches schlage ich Linoleum vor. Das Linoleum (im Handel als sogenanntes Schreibtischlinoleum bekannt), verträgt besser als das lasierte Holz ein tüchtiges Abseifen — wir wählen zum Schreibtisch lila oder gleichfalls ein (etwas helleres) Grün. Schnitte und „Kratzer" sind kaum bemerkbar in einem Linoleum, das aus gleichartig durchfärbter Masse besteht.

Bücher-gestell.

Der Bücherschrank oder das Büchergestell richtet sich ganz nach dem Bücherreichtum des Besitzers. Ich kann mich eines Einwandes gegen den Bücherschrank nicht erwehren: ein Bücherschrank, womöglich mit Glastüren, ist an sich sehr praktisch, der Staub bringt nicht „so" in die Bücher. Indes, abgesehen davon, daß der Staub unsere Bücher auf dem Gestell nicht gleich fressen wird, kommt mir ein Büchergestell schon deshalb sachgemäßer vor, weil es uns ohne Mühe jedes Buch schnell nehmen läßt — während ein Bücherschrank mit Glastüren eben ein Glasschrank mit Büchern ist. Ein Glasschrank aber enthält Tassen, Leuchter und Porzellanfigürchen zum Ansehen. Bücher jedoch sind nur zum Lesen da, nicht zum Ansehen. Wollen wir unsere Bücher im Gestelle aber besonders schonen,

dann mag ein vielleicht dünnseidener, blaugrüner oder grüngrauer Zugvorhang angebracht werden. Das Büchergestell kann auf einer Truhe stehen, die Rollen und Mappen aufzunehmen hat. Die Truhenplatte dient zur Stufe, wenn wir ein Buch aus den oberen Reihen holen wollen. Sie kann zur Not auch einen Sitz bilden und mit Kissen belegt sehr einladend aussehen. Die Höhe der Truhe mag ungefähr 50 cm, die Höhe des daraufstehenden Büchergestells etwa 2 m betragen, Breitenmaße können nicht gegeben werden.

Diwan. Der Diwan, lediglich der liegenden Ruhe gewidmet, sei niedrig, nicht so hoch wie die Stuhlsitze; als Größenmaße können 80 cm in der Breite, 1,90 m in der Länge gelten. Die Stoffbespannung wird am besten in dunklem blaugrauen Ton gehalten, die Decke jedoch, mit der wir uns zudecken, mag gestreift sein, aber, wie schon oft betont, nur in der Fläche als Flächenmuster und auch nichts nachahmen wollend, etwa gar Tigerfelle oder Panterhäute!

Schreibtisch mit Beisetztisch, Stuhl, Bücherei und schließlich auch der Diwan bilden den einen Brennpunkt des Herrenzimmers, am Fenster, den Brennpunkt, der die Strahlen sammelt, welche die Leuchte der Wahrheit oder der Schönheit spendet — — auch der Diwan hilft mit sammeln. Aber nun soll auch des andern Brennpunktes gedacht werden — des Nebenberufes, den das Herrenzimmer zu erfüllen hat: den Gästen, vor allem den männlichen Gästen, nach der Mahlzeit ein gemütliches Beisammensein bei Zigarre und Bier zu schaffen. Hierzu mag die eine Ecke in der Tiefe des Zimmers benutzt werden (Abb. 9).

Die gemütliche Ecke.

Sie soll der Ecke im Wohnzimmer entsprechende Gestaltung erfahren. Die Größe des Tisches richtet sich aber nach der Länge der Sitze, diese wieder nach den Maßen, die die Wand gibt. Es genügt vollkommen, wenn der Tisch ungefähr 70 cm im Quadrat groß ist. Von einer Tischdecke kann im Herrenzimmer füglich abgesehen werden, wohl aber ist eine Linoleumeinlage hier am Platze. Eine Lampe über dem Tisch, am besten eine Hängelampe, zaubert ihren heimlichen Reiz auch über diesen Tisch und läßt wohl ganz vergessen, daß dort am dunklen Fenster die nüchterne Arbeitsstätte des Herrn wartet. Ja, der Platz in dem kleinen Zimmer wird am späten, kalten Winterabend wohl mehr Anziehungskraft auf uns ausüben als der Familientisch im Wohnzimmer — der engste Kreis der Familie, Mann und Frau, werden hier gern allein die letzten Abendstunden lesend oder plaudernd verbringen.

Wandschmuck.

Die Tapete im Arbeitszimmer mag dunkel gehalten werden. Die Decke — könnten wir, wie wir wollten — müßte eine Holzdecke sein. Die Fensterbehänge dürfen dieselben sein wie im Wohnzimmer:

Der Schmuck an der Wand soll einmal der Erinnerung an die schönen Zeiten im Leben des Mannes, dann aber auch seinem ureigensten Schönheitssehnen dienen. Über dem Diwan, dem Schreibtisch gegenüber, darf ein schönes, großes Bild hängen — eine Rafaelsche Madonna, oder Böcklins „Sommertag", oder Schwinds „Jungfrau" in jenen tadellosen Reproduktionen, die uns die Technik für billiges Geld gibt. Die „gemütliche Ecke" im Hintergrunde mag

den Erinnerungszeichen an die Soldaten- oder Studentenzeit, oder dem wirklichen Gehörne des wirklich selbst geschossenen Wildes geweiht sein. Es regt uns der Anblick dieser Zeichen zum Erzählen an.

Der Fußboden benötigt keinen großen Teppich. Ein Fell unter dem Schreibtisch und eines unter dem Tisch in der Ecke entsprechend dem Doppelberuf des Zimmers, genügen vollkommen. Wie ein Janusgesicht soll uns der ganze Raum anmuten: das eine Antlitz blickt in die Zukunft nach dem durch Arbeit erreichbaren, fernen Ziele — das ist die Gegend am Schreibtisch —, das andere schaut träumend in die Vergangenheit: im Schatten der Zimmertiefe sprechen zu uns von den Wänden die Jahre der Jugend. Fußboden.

f) Das Schlafzimmer.

Im Schlafzimmer treffen wir zum ersten Male einen Raum an, der nur einen Dienst zu tun hat. Diesem einen Dienst entsprechend ist die Einrichtung des Raumes nicht schwer zu finden. Wir sind schon seit Jahren überzeugt, daß dem Schlafzimmer vor allen andern Räumen Luft und Licht in reichstem Maße notwendig sind. Einmal ist erwiesen, daß wir nachts mehr Sauerstoff brauchen als am Tage, dann aber müssen wir auch bedenken, daß dann und wann das Schlafzimmer zum Krankenzimmer werden muß, und daß dann vor allem frische Luft Grundbedingung zum Gesundwerden ist. Weißbach[1]) verlangt 20 cbm

[1]) Wohnhäuser, Handbuch der Architektur, IV. Teil, II, 1.

Raum im Schlafzimmer für eine erwachsene Person, bei 8 qm Bodenfläche. Als Schlafzimmer der Eltern würde danach ein Raum wohl gelten können, der 4,50 × 3,40 m Bodenfläche hat (Abb. 10), wenn die Möbel solche Abmessungen erlauben. Was haben wir (mindestens!) als Mobiliar notwendig, und wieviel Fenster und Türen hat der Raum? Betrachten wir die Abb. 10 auf die Erfordernisse an Mobiliar und Raumöffnungen, dann wird das angegebene Flächenmaß noch klein zu nennen sein, auch wenn nur zwei Betten, ein Doppelwaschtisch, zwei Nachtschränkchen und ein Toilettetischchen (Spiegeltischchen) nebst zwei Stühlen und eine Ablegetruhe hineingedacht werden. Liegt das Schlafzimmer der Eltern neben dem der Kinder, dann möchte doch ein direkter Zugang in jenes geschaffen werden. Anderseits ist es auch notwendig, das Schlafzimmer der Eltern vom Vorsaal aus unmittelbar zugängig zu machen. Soll nun schließlich noch das Bad ebenfalls unmittelbar zu betreten sein, dann haben wir es schon mit drei Türen zu tun — rechnen wir noch ein Fenster und einen Ofen — woher nur die Wand nehmen für die Betten, so daß sie nicht zu nahe am Fenster stehen, und für den Wasch- und den Spiegeltisch! Gerade bei der Wahl des Schlafzimmers heißt es vorsichtig sein und nur im Hinblick auf das uns eigene Mobiliar wählen.

Das Bett.

Und hier verdient das Bett als Hauptgegenstand die meiste Rücksicht. Es soll nicht am Fenster stehen und an keiner Außenwand, es soll nicht so stehen, daß du beim Erwachen ins Licht blicken mußt; es soll möglichst freistehen. Und nun — mit diesem: „Ruhe ist

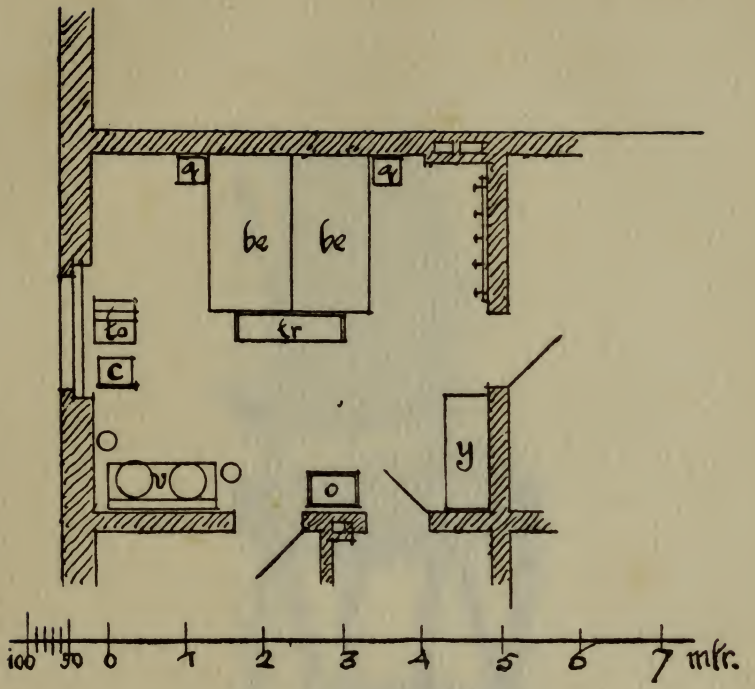


Abbildung 10, Schlafzimmer
(zu Seite 104 bis 106).

Mobiliar:

be) Bett.
c) Stuhl.
q) Nachttischchen.
to) Toilettetisch.
o) Ofen.
v) Waschtisch.
tr) Truhe.
y) Wäscheschrank.

Abbildung 11
(zu Seite 105 und 106).

die erste Bürgerpflicht!" wollen wir aus unserem Schlafzimmer das machen, was es uns wieder geben soll, einen Ort der Ruhe, der erquickenden, stärkenden Erholung. Also fort — hier erst recht fort mit den Renaissance- und Rokokobetten; wir haben keine Grand Lever zu feiern, wie die französischen Fürsten und Fürstinnen im 17. und 18. Jahrhundert, wir wollen nur gut liegen und traumlos schlafen. Wir werden die Wände in einem warmen grauen Ton, die Decke glatt weiß streichen lassen, unsere Betten (1,00 × 2,00 m groß) mögen aus Kieferholz sein, mit heller Ölfarbe gestrichen, vielleicht in einfachem Muster, in geraden Linien dekoriert. Mitunter wird auch die praktische, etwas kalte Mode Englands und Amerikas aufgenommen: wir werden die Bettstatt aus Metall wählen. Was würde die Marquise de Rambouillet dazu sagen, die aus ihrem Schlafzimmer ein Empfangszimmer gemacht hatte, wenn sie diese modernen Betten sähe!

Der Waschtisch.

Der Waschtisch, 0,60 × 1,50 m groß, wird am besten mit Linoleum ausgelegt, das dem Wasser und der Seife gegenüber sich neutral verhält und dabei das Geräusch dämpft, welches beim Absetzen des Waschkruges notwendig entsteht. Der untere Teil des Waschtisches bestehe in einem einfachen Hohlraum, mit einem Zwischenboden, der vorn nicht durch Türen, die beim Öffnen nur Platz wegnehmen, sondern durch eine helle, gelbe oder geblumte Zuggardine geschlossen wird. Die Hinterwand des Waschtisches trage ein Bordbrett für Seife und Flaschen; erlaubt es die Wand, dann mag ein Spiegel darüber Platz finden. Das Waschgefäß

sei einfach, nicht mit Blumen geziert oder mit Tieren; warum denn den Schmetterling ertränken, der am Boden der Waschschüssel fliegt! — o, ich habe solche Schmetterlinge noch in ganz andern Gefäßen gesehen!

Das Spiegeltischchen. Das Spiegeltischchen ist für die Frau ein notwendiges Möbel; es stehe am Fenster; der Spiegel sei drehbar eingerichtet und mit zwei Leuchtern flankiert (Abb. 11).

Bilderschmuck ist im Schlafzimmer nicht nötig. Vor allem aber wirken Bilder beinahe schädlich, wenn das Schlafzimmer zum Krankenzimmer wird. Dann ist der Kranke gezwungen, ein und dasselbe Bild immer und immer wieder anzusehen. Zum mindesten wollen wir in der Wahl der Bilder äußerst vorsichtig sein und vielleicht nur ein Madonnenbild als einzigen Schmuck wählen.

Für das Schlafzimmer der Kinder mögen im großen und ganzen dieselben Winke wie für das der Eltern gelten.

g) Die Nebenräume.

Die Nebenräume, unter denen ich das Bad, den Abort, die Küche mit Speisekammer und die Mädchenkammer verstehe, sollen zunächst sämtlich hell und luftig

Das Bad. sein. Auch das Bad. In vielen Wohnungen freilich ist der letzte, der allerletzte Winkel für das Bad bestimmt worden. Im dicken Wasserdampf, beim trüben Schein der Lampe soll der Körper gepflegt werden. Das geschieht alle acht Tage einmal. Nun, es mag dies wohl angehen, wenn wir im Schlafzimmer Raum genug haben, die Wohltat des kalten Wassers täglich zu genießen, indem wir vielleicht in einer großen,

70 cm im Durchmesser messenden Blechschale stehend unsern Körper durch kalten Guß und Abreiben stärken — im andern Falle muß aber das Bad als ein heller Raum neben dem Schlafzimmer uns täglich zur Körperpflege Gelegenheit geben. Die Einrichtung des Bades erstreckt sich hauptsächlich auf Wanne und Badeofen, und wir können für mäßiges Geld wirklich Gutes bekommen. Die Industrie hat Badeöfen geschaffen, die, an die Wand gehängt, kleinen Raum beanspruchen. So ist es möglich, daß das Badezimmer mit 2 m Länge und 2 m Breite vollkommen ausreicht. Die Wände müssen bis mindestens in 2 m Höhe mit Ölfarbe gestrichen sein. Der Fußboden wird durch einen Lattenrost geschont, auf den wir ein Badetuch breiten, das Fenster mag matt verglast werden — die Außenwelt gehört nicht ins Bad. Die Küche soll hell und geräumig sein, sie erhält am besten wie das Bad einen hohen Ölsockel, durch ein farbiges Band nach oben abgeschlossen, darüber erhebt sich der obere Teil der Wand bis zur Decke in weißer Leimfarbe und auch die Decke mag in Leimfarbe weiß gestrichen sein. Ein sogenannter Küchenbalkon erscheint mir notwendig. Jede Hausfrau, jede Köchin wird ihn in kalter Jahreszeit gern als Kühlplatz benützen für die oder jene Speise, im Sommer erleichtert die weit geöffnete Balkontür die Arbeit am heißen Herd wesentlich. Die Küchenmöbel seien einfach und kräftig, vielleicht in Kieferholz, welches nur „geölt" und lackiert seine Farbe in heller Natur zeigt; alle Maserimitationen, Blümlein und sonstige Verzierungen gehören nicht hierher, denn die Küche ist eine Werkstatt, und die

Die Küche.

Grundsätze, nach denen sie einzurichten ist, sind Festigkeit und Sauberkeit, nicht Blümlein- oder Spruchpoesie. In modernen Wohnungen kommen die Küchenräume manchmal recht schlecht weg, sie sind tief, aber sehr schmal. Nun, der Gasofen mag im Sommer wohl den dicken Kachelofen größtenteils ersetzen, jener aber tritt unbestritten in seine Rechte, sobald die kalte Jahreszeit naht, denn wir können der Köchin oder der Hausfrau nicht zumuten, in kalter Küche am Gasofen zu stehen — dann aber ist eine enge Küche oft stark überhitzt. Gute Lüftung ist deshalb in solchen Küchen ein Haupterfordernis. Der Raum wird ja durch den Küchentisch (der aufgeklappt zugleich als Waschtisch dient), und besonders durch den Küchenschrank oder das Küchenbuffet sehr beengt, dazu kommt noch ein Stuhl und eine Küchenbank. Außerdem wird meist noch eine Tür aus der Küche nach der Mädchenkammer gehen, die als Wand nicht in Rechnung gezogen werden darf, und womöglich noch eine nach der Speisekammer. Also: wenig Möbel, um nicht in Verlegenheit zu kommen, wohin damit?

Abstellraum. Ein Abstellraum sollte für solche unvorhergesehene Verlegenheiten immer da sein. Ich erwähnte seiner schon bei der Besprechung des Abortes. Schlimmstenfalls müssen wir versuchen, den Vorsaal zu Hilfe zu ziehen. Der wird nun mit Schränken schon genug besetzt sein. Zunächst der große Kleiderschrank, dann ein Wäscheschrank, den das Schlafzimmer nicht fassen konnte — ein Lampentisch ist auch notwendig — wenn doch endlich, wie in Frankreich, beim Bau des Miethauses der Architekt einige Nischen in den Wän-

den für die Schränke schüfe oder gar richtige Wandschränke, die uns den Umzug erleichtern (wenn wir wirklich sicher sind, in der neuen Wohnung wiederum einen Wandschrank zu finden) —! Der Vorsaal sollte eigentlich nur eine bequeme „Garderobe" aufweisen, am besten ein breites Brett für die Hüte (— besser als Haken, das wissen die Damen besonders zu schätzen —), darunter eine Reihe Kleiderhaken, welche die Überröcke aufnehmen. Damit diese nicht an der Wand abfärben, mag roter oder gelber Fries, mit einer entsprechenden Borde auf die Wand genagelt werden. Ein Spiegel wird am besten die Mitte der Garderobe bilden, er steht auf einem Kasten mit Hut- und Kleiderbürsten, unter welchem sich schließlich das Stock- und Schirmgestell befindet, das am besten aus einer Reihe elastischer Klemmen und am Boden aus einem emaillierten Becken besteht. Über dem Spiegel können wir ein Konsol anbringen für die Lampe. Alle Holzteile der Garderobe mögen weiß gestrichen werden. Hier ist das Motto Sauberkeit lediglich maßgebend.

Vorsaal.

Schluß.

Ich bin am Ende mit dem Hauptstück über die bürgerliche Mietwohnung. Die Räume, die ich bisher genannt und beschrieben habe, sind die Räume, die zuerst und zunächst unsere Wohnung zu bilden haben. Das Fremdenzimmer, das Kinderspielzimmer, das Zimmer des Kinderfräuleins sind Räume, die hier und da die Wohnung erweitern werden. Das

Leitmotiv für ihre Ausstattung ist aber immer wieder dasselbe, nach dem wir alle unsere Zimmer überhaupt eingerichtet haben, nämlich: wir selbst. Denn nur wir selbst sind im stande, unsern Zimmern eine Lebensfähigkeit zu geben aus uns heraus — eine Existenz, die ein Teil unseres Selbst ist; die für uns und unsere Lebensgenossen wirklichen Wert und wirkliches Leben hat. Goethe sagt, was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben. Freilich, ganz frei aus uns heraus können wir eben nicht schaffen, solange wir es mit einer Mietwohnung zu tun haben, denn die Mietwohnung legt, wie wir gesehen haben, uns außerordentlich enge Fesseln an in der Verteilung der Möbel; ja sie bestimmt sogar in den meisten Fällen ihre Anzahl. Ihre Größe aber soll sie nicht bestimmen. Gefällt uns eine Mietwohnung, dann wollen wir sie zunächst daraufhin prüfen, ob ihre Wände alle unsere Möbel aufnehmen können. Am besten wird es sein, wir schneiden aus steifem Papier die in einem kleinen ($^1/_{10}$) Maßstab im Grundriß gezeichneten Möbel aus.

Nun werden wir den Grundriß der zu mietenden Wohnung, den uns der Hauswirt leihen muß, im gleichen Maßstabe vergrößern, und versuchen unsern Miniaturmöbeln durch Hin- und Herrücken den rechten Platz in ihren Zimmern zu geben. Ist jedes Möbel, d. h. jedes Kartonstückchen — natürlich mit Berücksichtigung von Fenster, Tür und Ofen — am rechten Ort im Grundrisse untergebracht, dann umreißen wir es mit Blei und haben schließlich einen Plan, dem wir beim Einziehen ins neue Heim nicht genug Dank

wissen werden — alles wird leicht und sicher an den rechten Platz kommen können.

2. Die Junggesellenwohnung.

„Ich will mich einrichten lassen", sagte kürzlich ein Freund zu mir, der es satt hatte, den Möbeln seiner Wirtsleute länger lästig zu fallen. „Lassen? Warum einrichten lassen?" erwiderte ich, „richte dich doch selber ein" —.

Da aber legte er mir 8 Kataloge, 4 „Auszüge" aus Katalogen und ein Paar Hefte vor, die alle von einer und derselben Firma ihm auf seine Anfrage auf einmal geschickt worden waren. Da war an alles gedacht! Die Firma richtete den Feldwebel mit 900 M. und den höheren Beamten mit 10000 M. ein, sie „machte" in allen Stilen: Türkisch, ägyptisch, romanisch — usw. bis zu ihrer „Besonderheit", das war „neuer Stil gemäßigter Richtung". Sie gab Ratschläge über Holzart, Stilart, Farbe, Tapete, Teppiche — kurz — sie ließ einen gar nicht zu Worte kommen. Man brauchte nur mit der Wimper zu zucken, da kommt die Firma, nimmt Maß, schlägt vor, probiert an — und fertig ist der Anzug. Nein, die Wohnung. Die Wohnung ist aber kein Anzug. Sie ist unser Selbst. Und unser Selbst kann keine Firma besser verstehen als eben wir. Freilich ist es zunächst schwer, sich einmal loszuringen von dem alt und neu Hergebrachten und bei allem Möbel zu fragen: warum siehst du so aus —? Indessen wird der erste gute Wille zur Kritik sofort damit belohnt,

daß eine große Anzahl der in den Preisbüchern dargestellten Möbel als nicht passierbar durchgestrichen worden — es sind das die Möbel in „Stilarten" und dann zumeist die teueren, „kostbaren". Jene zeigen die fatalen Schnörkel, die durch wiederholtes Nachahmen einer vielleicht ehemals künstlerischem Geiste entsprungenen Linie zwecklos, langweilig, zuletzt abstoßend wirken — diese haben allesamt den Fehler, dessen ich im ersten Hauptstück dieses Büchleins eingehend gedachte: alte Zeiten vorzutäuschen. Eine Reihe von Möbeln bleibt indes immer noch übrig und verdient auch wirklich Beachtung. Wir fühlen: die eigentlich schlimmen Zeiten sind im Verschwinden.

Meinem Freunde würde ich trotz allem nicht raten, sich so ganz auf seinen, natürlich ganz guten, Geschmack zu verlassen, sondern selbst einmal zu versuchen, in einfachen Linien beispielsweise seinen Schreibtisch so darzustellen, wie er ihn am liebsten haben möchte. Er kann dabei die Abbildungen der ihm von der Firma liebenswürdig gesandten Kataloge benutzen und seinen Schreibtisch über den der Firma „hinweg korrigieren" —. Vielleicht wünscht er nur einen Schrank unter dem „Diplomaten", oder er sitzt gern an nach innen ausgeschnittener Platte, kurz: er soll kritisieren. Er soll nicht zufrieden sein, er soll die einzelnen Möbel, der Reihe nach, auf ihren eigentlichen Gehalt hin, auf ihre „innere Existenz", prüfen. Alles was an den Möbeln „drum herum" ist, ist tot geboren, muß weg. Mit der Zeit wächst in meinem Freunde das Interesse an der Möbelkunst überhaupt, er

greift zu einem der vielen, leider nicht billigen illustrierten Hefte über Innenkunst. Da fühlt er auf einmal den großen Unterschied zwischen den dort gegebenen Möbeln und den seiner Kataloge. Er studiert eingehend. Er wird vertraut mit den Namen und den künstlerischen Eigenheiten unserer großen deutschen Innenkünstler. Er lernt Riemerschmid kennen, und Peter Behrens, Pankok und Bruno Paul, Endell, die Geschwister Kleinhempel, Margarete Junge, Nicolai und manchen andern in den Reihen derer, die die deutsche Innenkunst so gewaltig hoch in Ansehen — in der ganzen Welt — gebracht haben. Er wird nun auch ein Auge haben für die Werkstätten, welche die Arbeiten dieser Großen verwirklichen. Und nun soll er sich die Werkstätten in München, Dresden oder Darmstadt selber ansehen. Da findet er schließlich: Diese Künstler haben doch auch Sachen geschaffen, die im Preise meinen Anforderungen vollkommen entsprechen! Die Räume, die sie darstellen, sind keine Zusammenhäufungen — oder „malerische Kompositionen" von Möbeln, wie sie meine Kataloge aufweisen, sondern sie sind tadellose Lösungen raumkünstlerischer Aufgaben. Und hier wird er zunächst und am besten die Idee dargestellt finden, die in ihm nach und nach bei vielem kritischen Betrachten, ihm selbst unbewußt, geboren wurde, gewachsen ist — die Idee von seinem „Junggesellenheim": seinem Arbeitszimmer und seinem Schlafzimmer. —

Diese Schulung rate ich nicht nur dem, der sich als Junggeselle einrichten will. Bräutigam und Braut — die Schwiegermutter ist hier wahrhaftig

nicht am Platze (wenn sie nicht auch mitlernen will) — sollen sich ebenso schulen. Dann, nur dann gehören die Möbel, gehört die ganze Wohnung später wirklich ihnen.

Doch zurück zum Junggesellen. Ich habe im vorigen Hauptstück im allgemeinen schon alles dessen im Zimmer des Herrn gedacht, was das Zimmer des Junggesellen aufweisen soll. Nur noch einiges möchte ich hier betonen und nachholen. Zunächst der Schreibtisch. Der Schreibtisch wird dem Junggesellen mehr sein müssen, als er dem Ehemann oder dem Vater ist. Jener wird nur die Zeit der wirklichen Schreibarbeit am Schreibtisch zu sitzen brauchen. Der Junggeselle wird am Schreibtisch ebenso gern beim Lesen bleiben. Der Tisch nämlich im Hintergrunde bietet mit seinen vier Seiten mindestens vier Plätze. Der Schreibtisch bietet nur einen. Hier kann uns das Gefühl der Einsamkeit nicht so stark überkommen als dort, wo die leeren Plätze auf der Bank und den Stühlen Geschichten erzählen, die uns oft weh tun, weil sie vergangen, weil sie Geschichten sind. Der Schreibtisch aber dient uns allein. Deshalb soll er auch der erste Diener im Zimmer sein. Womöglich wollen wir, wenn wir an ihm sitzen, das Zimmer mit unserem Blick beherrschen, wenigstens möchten wir dem Zimmer nicht den Rücken kehren. Die Einsamkeit hinter uns drückt mehr als die vor uns. Über den Schreibtisch hinweg trifft unser Auge ein ernstes, schönes Bild, oder ein Bildwerk aus Bronze oder Marmor. Nicht Gips. Ich muß wieder Goethe zitieren: „Der Marmor ist ein seltsames Material, deswegen ist Apoll von Bel-

Der Schreibtisch.

Bild und Bildwerk.

vedere im Urbilde so grenzenlos erfreulich, denn der höchste Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewig jungen Wesens verschwindet gleich im besten Gipsabguß" — und dann: „der Gips sieht immer kreidenhaft und tot". — Wir müssen in unserem Junggesellenheim unsere Gesellschaft in den Bildern und Büchern zu finden suchen, und deshalb soll uns hier das Beste gerade gut genug sein. Der Junggeselle sollte für bildende Kunst noch mehr geben als der Ehemann. Dann erst wird er wirklich gern zu Haus bleiben und mit jedem Abend wird ihm sein Heim lieber werden. Wahrhaftig, sein Zimmer ästhetisch durchzubilden ist eine Beschäftigung, die noch am besten und schicklichsten den Egoismus des Junggesellen kultiviert!

Drittes Hauptstück.

Vom Eigenhaus.

Motto: Erlischt einst diese frohgemute Hast
Und soll ich stille meines Abends warten,
Dann sei mir dies ersehnte Wanderrast:
Ein niedres Haus, gelehnt in kleinen Garten.

Und Rebgewirr an seiner hellen Wand
Im Nußbaumschatten leise grüne Wellen,
Und Rosen, die wie über Bechers Rand
Mein Wein hier, dunkle Hecken überquellen.

Am heitern Dach ein glüher Sonnenstreif
Weit in der Abendferne tiefe Glocken,
Die mich, erst wenn die letzte Traube reif,
Verklingend, in das letzte Dämmern locken.

Franz Langheinrich.

Hat der Deutsche überhaupt schon ein „deutsches" Eigenhaus? So nämlich, wie es z. B. der Engländer hat?

Vor sechzig Jahren träumte dem Sozialpolitiker Riehl: „Ihr schauet da — im 20. Jahrhundert — ein etwas unregelmäßig gebautes, mäßig großes Haus, gelegen in einer neuen und dennoch krummen, wie ein anmutiger Fußpfad geschlängelten Straße. Die Giebelfront ist der Straße zugekehrt. Denn bis zum 20. Jahrhundert hat der Bürger so viel historische Bildung gewonnen, daß er weiß, es sei dies ein

Wahrzeichen des deutschen Hauses. So wie er es aber für lächerlich hält, in seinem Hause französisch zu sprechen, so nicht minder, sein Haus nach französischer oder italienischer Art zu bauen. Der schönste Schmuck dieses zukünftigen Hauses ist ein Erker, und weil es mit der breiten Seite nach innen gekehrt ist, hat man einen traulichen Hof gewonnen, sinnig ausgeschmückt, in welchem sich die Kinder lustig tummeln, und an der dem Hofe zugewandten Front läuft oben eine offene Galerie, von welcher die Eltern dem Treiben des jungen Volkes zuschauen können. Die Grundformen und Ornamente des Hauses sind eigentümlich neu und doch, wie der ganze Plan, an altes anlehnend. Es ist nämlich bis dahin der gesuchte „echt" moderne Stil wirklich gefunden worden. —"

So schön dieser Traum für Riehl sein mochte, er ist nicht in Erfüllung gegangen. Er konnte nicht in Erfüllung gehen, denn er hat seine Rechnung ohne die Industrie, ohne die Technik gemacht, die einmal uns hinaus treibt aus der lärmenden Stadt, die aber dann wieder durch Bahn und Telephon uns schnell und mühelos mit ihr verbindet. Wie alle Träume Bilder sind, kaleidoskopartig aus allerlei Erinnerungsstückchen zusammengesetzt, so auch Riehls Traum. Die kleinen Erinnerungsstückchen, die wie bunte Steinchen die schöne von ihm beschriebene deutsche Heimatmosaik zusammensetzten, hat Riehl aus der reichen Fundgrube der deutschen Renaissance gebrochen. Bis auf die modernen Ornamente lehnt sich das Riehlsche deutsche Haus an die Zeit an, welche krumme Straßen, Giebelhäuser, Erker schuf. Aber so kann doch das

neue deutsche, das zeitgemäß deutsche Haus nicht fertig werden, wenn wir Rothenburg oder Nürnberg als Vorbilder im Auge haben! Gewiß, die Häuser dort sind aus ihrer Zeit herauskristallisierte Stilechtheiten — aber sobald wir sie in das 20. Jahrhundert verpflanzen, hören sie auf, es für uns zu sein. Auch das moderne Ornament macht sie zu keinem der unsrigen.

Nein, hier kann uns — ebensowenig wie beim Möbelschaffen — ein Anlehnen an Altes helfen, denn wer sich anlehnt, der steht nicht, und lehnte er sich auch nur an deutsche Vergangenheit an, nicht mehr an italienische oder französische.

Wir haben aus den vorigen Hauptstücken wieder und immer wieder erfahren, daß wir selbst der Stil sind, der unser Heim neuzeitlich deutsch macht, daß wir durch Beobachtung unseres Selbst den rechten Maßstab suchen müssen für unsere Schöpfungen. Also fragen wir uns doch, ohne nach rechts und links oder nach hinten zu schielen, was wir für ein Haus notwendig haben, damit wir, wir deutschen Menschen des 20. Jahrhunderts, uns wohnlich, heimisch, aufgehoben fühlen?

In letzter Zeit ist mit Schrift und Wort auf England gewiesen worden. Da seht hinüber! Die machen's richtig!

Aber doch nur um Gotteswillen nicht englische Häuser nachmachen wollen! Natürlich machen's die Engländer richtig. Sie fragen sich: wie lege ich meine Zimmer nebeneinander, damit ich bequem drin hausen kann, wenn mir so und soviel Quadratmeilen

Landes zur Verfügung stehen? Welche Räume lege ich nach Nord, nach Süd, welche nach Ost und West? So sollen wir auch fragen. Wir brauchen dabei aber keine Angst zu haben, auf einmal lauter englische Häuschen zu bekommen, denn Klima, Boden und Lebensgewohnheiten sind in Deutschland andere als drüben.

Eine zweite wohlmeinende Gesellschaft will den Deutschen das Bauernhaus wieder bauen lehren. Das ist sehr löblich. Sie sollte nur auch an die Häuser ihrer Stadt denken, damit sie nicht im Bauernhaus selber mehr zu sehen glaubt als die „primitive Einfachheit in der Form". „Rückkehr zum Bauernhaus aber würde Tod der Architektur bedeuten." (Verlage.)

Kultur und Architektur sind untrennbar verbunden. Aus dieser heraus nur kann gebaut werden. Unsere Kultur hat seit dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Siebenmeilenstiefel an, die ihr Wissenschaft und Industrie so bereitwillig boten, sie machte Riesenschritte und die Architektur konnte nicht folgen, denn sie war schwerfällig und steinern. Nun hat die deutsche Kultur eine Höhe erklommen am Berge der Menschheit, sie übersieht in weiter Runde ihren vielfach geschlängelten Weg — ja, ist da unten nicht auch die Architektur? Wie blieb sie so weit zurück! Sie wird sich verlaufen, sie ist so plump, so steinern!

Die Industrie schreitet weiter, denn stillestehen ist rückegehen. Wir Menschen hasten mit, nervös, neurasthenisch, schwindsüchtig, — brutal. Wir kämpfen den Kampf ums Leben heißer denn je — „ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! —".

Aber mitten in diesem Kampfe erwacht es. Das Bild, das unsere Sehnsucht füllte, von je. Der eine wird seiner erst spät gewahr, wenn ihm die Hand müde geworden vom Kämpfen, der andere ist glücklicher, er hat vielleicht mehr Pausen, mehr Rasttage im Kampfe ums Dasein genießen können. Der eine ist so müde, daß das Bild ihm nichts weiter deutet als sterben — schlafen — schlafen — — vielleicht träumen? — Der andere sieht in ihm sein Heim, seine Zuflucht. Wenn der sinkende Tag ihn endlich freigibt, führt ihn sein Weg hinaus aus der Stadt, aus dem Kampfplatz. Seine Ruhe liegt eine Stunde von dem Lärm der Industrie und des Handels entfernt. Er gelangt schnell dahin, denn die elektrische oder die Dampfbahn trägt ihn in zehn Minuten meilenweit. Darin erkennt er eine der Segnungen der Kultur. Der Telegraph und das Telephon vermitteln in Sekunden den Verkehr mit der Zentrale, so bleibt er immer in Verbindung mit dem Geschäfte und ist doch ganz wo anders! Denn sein Häuschen, oder sein Haus, steht in einem mit hohen Bäumen bewachsenen Garten. Er hat es weitab von der Straße in das Grün hineingestellt. Hier auf dem Dorfe hat die Baupolizei noch nicht die geschlossene Gartenmauer verboten. Die bildet den festen Schutz vor Staub und vor dem Gestank der Automobile. Nun, ewig ist er auch hier nicht sicher vor der Stadt. Die schiebt und streckt wie ein Riesenmollusk — wie eine Hydromeduse, ihre Fangarme strahlig weiter und immer weiter in die Umgegend hinaus, erst in mächtigen Häuserblöcken, dann in freistehenden Gebäuden

mit vorgeschriebenem „Bauwich“ und vorgeschriebenen Stockwerkshöhen. Schließlich aber hört die Stadt ganz auf, das Dorf beginnt, das früher so ganz abgelegen war und jetzt den Übergang vom platten Lande zur Stadt bilden muß, das wie ein Planet, wie ein Mond ist, der vom Glanze der Sonnestadt beleuchtet, auf die Lichtquelle schließen läßt, in sich aber eine andere, kleine Welt darstellt — kühl, still — wie schlafend. Hier ist die Ruh', hier laßt uns Hütten bauen. Der Boden ist nicht zu teuer, wir können uns ausbreiten, wenn wir auch nicht wie die Engländer alles im Erdgeschoß unterbringen wollen, welches die Sonne wenig und erst spät bekommt. Unser Haus mag ein Erdgeschoß haben und ein Obergeschoß. Wir wollen es so stellen, daß es mit seinen Wohnzimmern nach Süden und zugleich nach dem Garten zu blickt, wenn das Ortsgesetz uns nicht besondere Beschränkungen auferlegt. Die Wirtschaftsräume können am besten in einem besonderen Anbau untergebracht werden, der auch einen vom eigentlichen Wohnhaus getrennten Eingang hat. Ich streife mit diesem Vorschlag freilich in das Gebiet des englischen und amerikanischen Wohnhausbaues hinüber. Doch glaube ich zu solchem Streifzuge deshalb berechtigt zu sein, weil der Deutsche noch gar nicht wie der Engländer an den Wohnhausbau auf dem Lande gewöhnt ist und sich immer noch an das Schema des städtischen Wohnhauses — oder wenn er es ganz schön machen will, an das des Schloßbaues halten zu müssen glaubt, während der Engländer zunächst ganz richtig sich das Bauernhaus zum Vorbild gesucht hat, jedoch

in ihm nur die „primitive Einfachheit in der Form" zu finden verstand, die er dann nach seinem städtischen Belieben und Bedürfnis erweiterte und differenzierte. Ja, mancher Engländer kauft sich glatter Hand ein echtes Bauernhaus und ändert gar nicht viel daran — so lieb ist ihm der Gegensatz, der ihn berührt, wenn seine Nerven noch vom Getriebe der Großstadt zucken. Warum sollen wir auch nicht die Küchenräume aus unserem Wohnhause verbannen? Legen wir sie in den Keller, dann „riecht das ganze Haus —", im Obergeschosse oder im Bodenraum, wie neuerdings vielfach vorgeschlagen wird, ist die Küche ohne Anstrengung nicht zu erreichen — überdies ist jeder Aufzugverkehr nicht ohne Geräusch zu ermöglichen. Deshalb sollte die Küche in einen Anbau gelegt werden, am besten in gleiche Höhe mit den Wohnräumen und dem Eßzimmer.

Welche andern Wirtschaftsräume der Küche anzugliedern sind, hängt zunächst von dem Geldbeutel des Bauherrn ab. Bei größerem Dienstpersonal macht sich ein besonderes Bedienstetenzimmer nötig. Sonst genügt die Mädchenkammer, die Speisekammer und ein Anrichteraum, der gleichsam die Verbindung der Küche mit dem Speisezimmer vermittelt. Das Speisezimmer soll möglichst nach dem Garten zu liegen — eine Treppe mag von hier aus unmittelbar ins Grüne führen (Abb. 12). Dem Liebhaber der Pflanzen wird ein Wintergarten willkommen sein. Über die Bedeutung und Einrichtung des Speisezimmers ist bei Darstellung der Mietwohnung genug gesagt worden, auch im Hinblick auf den Hauseigentümer. Eines beson-

deren Vorteils, den das Eigenhaus vor dem Miethause hat und den ich in den einleitenden Bemerkungen über die Mietwohnung nur flüchtig berührte, muß hier nochmalige Erwähnung geschehen, nämlich der sogenannten „Einbauten". Während der Mieter in der neuen Wohnung die oben genügend beschriebenen glatten Wände vorfindet, an die er seine Möbel nach bestem Wissen und Gewissen zu stellen hat, wird es die Aufgabe des Glücklichen, der sich ein Haus bauen will und kann, sein müssen, bei Planung des Ganzen die Möbel zu berücksichtigen, die die Räume seiner Häuser mitbilden sollen.

Und da, meine ich, mag er den weitgehendsten Gebrauch machen von den sogenannten Einbauten, indem er an bestimmten Stellen in den Wänden Hohlräume ausspart oder Pfeiler aufführt, die späterhin Kleider- und Wäscheschränke oder seine Bücherei aufnehmen oder einfassen sollen — so daß diese Möbel nicht an der Wand stehen müssen, sondern als Teile der Wand selber erscheinen. Durch eine Lambri, die in der Höhe der Schränke an der Wand entlang läuft, bindet er sein Wandmobiliar auch ästhetisch in die Wand ein und gewinnt besonders in den Gängen und in dem Vorsaal, die meist die Schränke aufzunehmen haben, oder auch im Schlafzimmer außerordentlich an Platz. —

Die Halle.

Den Hauptunterschied zwischen Miet- und Eigenwohnung bildet die Halle, weil sie zwei Geschosse durchschneidet. Sie ist urgermanischen Ursprungs, wir dürfen sie also ohne Bedenken als deutsch in unser Haus aufnehmen, trotzdem sie vielfach als spe-

zisisch englisch bezeichnet wird. Die Halle soll uns als großer Gesellschaftsraum dienen, weniger als Vorraum, wie wir ihn vielfach in englischen Häusern finden, in welchem dann auch die Treppe beginnt. Ob der oder jener die Treppe in seiner Halle liebt oder nicht, ist Geschmackssache. Ich möchte jedoch folgende Bedenken gegen die Hallentreppe geltend machen: Einmal ist bei Anlage der Treppe in der Halle immer die Gefahr des Luftzuges von unten nach oben gegeben, eine Gefahr, der der Engländer durch hochlehnige Stühle aus dem Wege zu gehen sucht (Muthesius), dann aber dringt durch das Treppenhaus jedes Geräusch nach oben, bei Festlichkeiten sehr zum Nachteil der im Obergeschoß schlafenden Kinder. Drittens und letztens aber fordert die Treppe in der Halle (Diele), die damit Herrschaftstreppe wird, eine besondere Nebentreppe für die Dienerschaft — man will doch nicht gern bei nächtlichen Sitzungen mit Freunden von Unberufenen beobachtet werden! —

Aus diesem Grunde möchte ich einem besonderen Vorsaal vor der Halle das Wort reden (Abb. 12). Dieser nimmt die Treppe auf, den Abort mit einem Abstell(Besen)raum — und dient zugleich als Garderobe. Damit wird die Halle zum selbständigen Festraum, sie unterstützt also das Speisezimmer in seiner gesellschaftlichen Funktion. Wenn wir die Wand zwischen Halle und Speisezimmer durch eine Schiebetür öffnen (die Öffnung mag dann eine Breite von etwa 3,5 m haben), erhalten wir einen langen Festsaal, mit einem Blick in den grünen Garten. Wie soll nun aber unsere Halle aussehen? Zunächst interessiert

uns ihre Höhe. Diese richtet sich nach der Höhe der Geschosse. England, das, wie oben bemerkt, tatsächlich über mehr Erfahrung im Einzelwohnbau auf dem Lande verfügt, begnügt sich mit 3,30 m im Lichten im Erdgeschoß und 2,70 m im Lichten im Obergeschoß. Diese Maße sind auch in Deutschland baupolizeilich zulässig, ja im Erdgeschoß reichlich zu nennen. Unsere Halle wird also bei diesen Maßen (die Erdgeschoßdeckenstärke mit 30 cm angenommen) 6,30 m im Lichten hoch sein. Diese beträchtliche Höhe wird uns aber nur dann wohnlich anmuten (das „wohnlich" schließt das festliche Moment nicht aus!), wenn sie uns nicht so hoch erscheint, wie sie wirklich ist. Ziehen wir sie also herunter (d. i. ästhetisch gemeint). Wir lassen zunächst die Deckenbalken sichtbar aus der Deckenfläche hervortreten, streichen die Felder zwischen den Balken entweder mit weißer Kalkfarbe oder aber füllen auch diese mit einem Brettereinschub, so daß die Decke schwer erscheint. Den Zusammenschnitt der Decke mit der Wand werden wir zu Gunsten der Decke dadurch ausnützen, daß wir vielleicht eine Kante aus dunklem Brett in der Höhe der Balken ringsherumführen oder gar ein Schräge (als Kehle) aus Holz schaffen, die den Winkel zwischen Decke und Wand quer überschneidet. Eine kräftige Leiste schließt diese „heruntergezogene" Decke nach unten ab. Ich betone das Beiwort kräftig. Alle Profile sollen in dieser bei einem Innenraum nicht gewöhnlichen Höhe kräftig ausfallen. Nun würde die dunkle Decke gegen die helle Wand hart und unharmonisch im Raume hängend erscheinen, wenn wir

nicht durch einen kräftig gemalten Fries einen Übergang nach der unteren Wandfläche schüfen. Es braucht auch schließlich kein gemalter Fries zu sein, sondern nur eine Reihung von farbigen Elementen, z. B. können ganz vorteilhaft die an der Wand herablaufenden Deckenbalken als eine Art Fachwerk den Fries bilden, ja sogar die ganze Wand in ihrer Höhe, wo es zweckmäßig erscheint (z. B. beim Kamin oder als Fensterpfeiler) von unten bis oben teilen.

Wie wir zur Erreichung eines wohnlichen Eindrucks die Decke in die Wand haben übergehen lassen, so können wir ebenfalls den Fußboden an „der Wand emporziehen" — durch eine Holzvertäfelung, die mit Rücksicht auf einige feste Sitzmöbel (Polsterbänke) und auf einige Bilder, vor allem aber mit Rücksicht auf den Kamin die Wand in etwa 2 m Höhe verkleiden mag.

Wenn ich hier den Kamin, den undeutschen, in den Kreis der deutschen Wohnung hereinziehe, so ist die Halle eigentlich selbst daran schuld. Oder etwa meine Verlegenheit, die Halle als rein deutschen Wohnraum zu verwerten? — Nun, ich will wenigstens versuchen, meinen Kamin zu rechtfertigen. Dabei muß ich freilich ein wenig weit zurückgreifen. Nämlich auf altgermanische Kulturzustände — die zugleich überhaupt indogermanisches Kolorit, also z. B. Verwandtschaft mit den Hellenen zeigen. Semper sagt hierüber: „Wie das homerische Dynastenhaus, steht das nordische in einem umzäunten, oft ummauerten Hofe, dessen Ringmauer stark genug ist, um bei Überfällen zur Verteidigung zu dienen. Der Hof

besteht aus zwei Teilen, dem Außenhof und dem eigentlichen Wohnhof. Jener für die Scheunen und Viehställe, dieser für die dem Menschen zur Wohnung dienenden Bauten. Das Hauptwohngebäude entspricht dem homerischen Megaron, eine länglich viereckige, durch eine Doppelreihe von Holzsäulen in drei Schiffe geteilte Halle. In der Mitte der südlichen oder östlichen Pfeilerreihe erhebt sich der Platz des Hausvaters, der Ehrensitz. Ihm gegenüber auf etwas niedrigerer Estrade der zweite Ehrensitz. Zu beiden Seiten dieser Hochsitze ziehen sich Bänke hin — —. Der Raum dazwischen ist breit genug, daß Feuer angezündet werden kann und die Männer trotzdem ungehindert miteinander verkehren."

Aus diesem — und vielleicht noch, wenn wir lesen, daß die Halle Oberlicht, kein Fensterlicht hatte — erhellt zunächst, daß unsere Halle, wenn wir sie durchaus verwandtschaftlich und kulturhistorisch begründen wollen, weder von uns noch von England als nationales Merk- und Unterscheidungszeichen betrachtet werden kann, sondern daß sie fertig aus dem fernen Osten nach Europa hereingetragen worden ist. Hat aber unsere moderne Halle, so wird mir entgegengehalten werden, überhaupt Berechtigung auf einen Vergleich mit jener urgermanischen? Ich meine doch. Insofern nämlich, als (nach Semper) das oben genannte Hauptgebäude ein „vielgegliederter, aus aneinandergeschobenen Einheiten zusammengesetzter Bau" ist, der auch äußerlich als Ganzes „eine um das Hauptdach sich ordnende Gruppe von Räumen bildet unter dem Gesetze der Subordination im Mannig-

faltigen einheitlich". Der freundliche Leser verzeihe mir diese historische Abschweifung zunächst im Hinblick auf unser beider Deutschtum — dann aber im Hinblick auf das später zu beschreibende Hausäußere. Ich wollte hier nur rechtfertigen, daß eine Parallele zwischen unserer Halle und der des Urgermanen tatsächlich zu bemerken ist. Ja, es wäre sogar das Oberlicht notwendig, wenn ich der Halle die große Bedeutung anwiese, die das urgermanische Wohngebäude seinerzeit genoß, indem ich sie nämlich in die Mitte des Hauses rückte, wodurch Oberlicht notwendig würde. Eben diese Bedeutung aber macht das offene Feuer notwendig, den Konzentrationspunkt, der unsern Urvätern von allen Seiten zugänglich war. Wenn wir durch das Kaminfeuer eine dem offenen Feuer ähnliche Konzentration der Teilnehmer am geselligen Feste besser zu erreichen glauben als durch den Familienofen, der einen Tisch in der Nähe, mindestens eine umlaufende Bank verlangt (die aber, wie wir oben sahen, ihren Zweck, zu konzentrieren, eben nicht erfüllt), dann dürfen wir uns gestehen — hier in der Halle bleiben wir, trotz des Kamins, gut deutsch.

Die Halle braucht der festlichen Wirkung des Speisezimmers keinen Eintrag zu tun. Sie soll eine andere Festlichkeit in uns zaubern, ich möchte diese die Festlichkeit der Bewegung nennen, im Gegensatz zu der der Ruhe im Speisezimmer, wo wir am Tische sitzen, während uns die Halle zu freierem Tun und zu freierer Rede, ja zu Gesang, zu Musik auffordert. Die Halle soll im festlichen und größeren

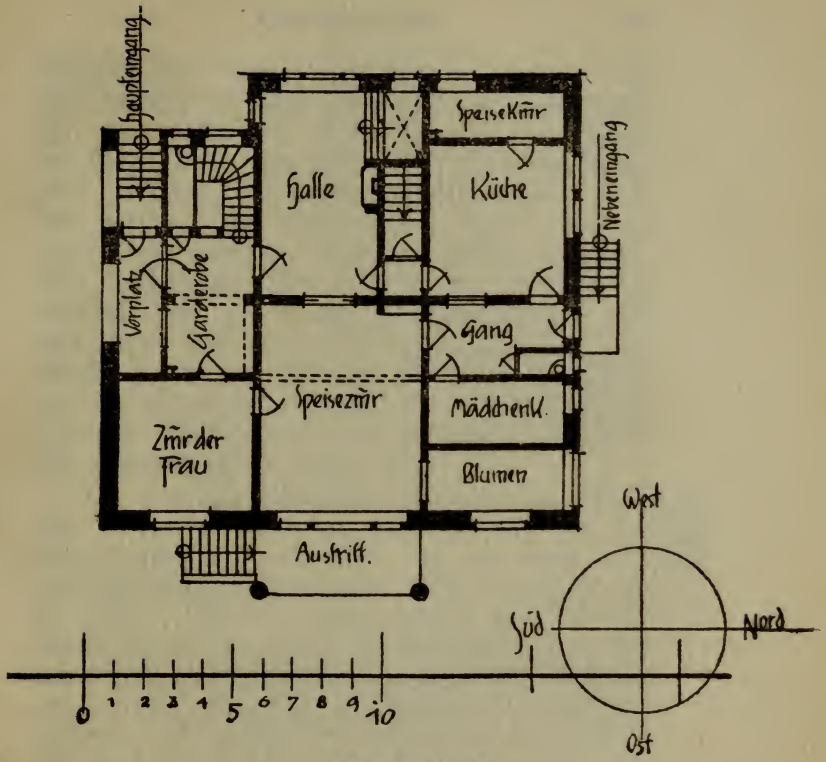


Abbildung 12

(zu Seite 120 bis 130).

Im Obergeschoß liegen folgende Räume:
Schlafzimmer der Eltern, Schlafzimmer der Kinder, Auskleidezimmer (oder Schrankzimmer), Bad, Abort, Zimmer des Herrn (nach Nord, über der Küche.)

(Anmerkung: Der Hausgrundriß braucht nicht etwa streng-winklig nach den angegebenen Himmelsrichtungen orientiert zu sein, diese sollen nur seine ungefähre Lage andeuten.)

Maßstab dem wohlhabenden Bürger das sein, was dem einfachen der Platz am Sopha im Wohnzimmer ist. Hier wollen wir laut reden und laut singen, der Flügel findet hier seinen besten Ort; die Möbel seien großzügig, aus kräftig gemasertem Holz, Eiche oder Rüster. Nur einen kleinen Raum, der dem ingle nook unter der englischen Treppe entsprechen mag, wollen wir finden, wenn sich „der Schwarm verlaufen hat" — er soll zur Halle gehören und doch wieder nicht von ihr beherrscht sein — ein paar Stufen (s. Abb. 12) führen zu dem dämmerigen Platz, den eine Einzellampe erleuchtet, der in einem Tischchen und einer Bank oder ein paar tiefsitzigen Lederstühlen sein solides Mobiliar finden mag.

Beleuchtung der Halle.

Die natürliche Beleuchtung der Halle sei nicht zu hell; die Fenster mögen das Licht erst hoch oben einfallen lassen, haben sie doch, wie wir sahen, ein kulturhistorisch wohlbegründetes Recht, als Oberlicht zu wirken. Sind sie groß genug, dann ist eine Buntverglasung am Platze, die in rötlichen und gelblichen Farben die kalte Wirkung des nördlichen Lichtes, wie in unserem Beispiel durchgeführt ist, möglichst mildert. Die künstliche Beleuchtung wird am besten wie beim Speisezimmer eine exzentrische sein, wir bringen die Lichtquellen hoch an den Wänden an und verteilen sie, wie es der Raum verlangt, so daß ein allgemeines, fast schattenloses Lichtspiel entsteht. Wir wollen hier in der Halle überhaupt jede Konzentration vermeiden. Der Kamin, vor ihm ein Teppich, mit bequemen Rohr- oder Lehnstühlen bestellt, hier und da ein kleines Tischchen zum Absetzen von Wein oder

Speisen — das mag die eigentliche Möblierung der Halle ausmachen. Sie wird den Eindruck der Halle, des Festsaales, als eines mehr öffentlichen als intimen Raumes nicht so beschränken, wie es ein Ofen tun würde.

Dieser Eindruck des „Öffentlichen" wird nun noch wesentlich gesteigert durch die Glasfenster, die den Gang, der im ersten Obergeschoß von der Treppe an dem Schlafzimmer vorüberführt, beleuchten. Die verglaste Galerie (sie muß verglast sein — eine offene würde ebenso wie eine Hallentreppe das Geräusch in die Schlafzimmer der Kinder tragen) mag als ganz besonderer, sagen wir *kanzelartiger* Einbau — in Farbe wie in Form in die Halle hineinsprechen — oder besser: hineinhorchen. Ich würde ihn gelb anstreichen.

Das Obergeschoß und Dach.

Das Obergeschoß enthält die Schlafräume, das Zimmer des Herrn, außerdem vielleicht noch das Kinderzimmer mit dem Zimmer des Fräuleins. Im Dach, in welches eine Holztreppe vom Gange aus führt, können noch Fremdenzimmer oder bei zahlreicher Dienerschaft Mädchenkammern — als Giebelstuben — untergebracht werden. Auf eine eingehende Schilderung der einzelnen Räume darf ich deshalb verzichten, weil ich im großen und ganzen ihrer schon bei Beschreibung der Mietwohnung eingehend gedacht habe. Der Bauherr wird wieder die Stärke der Mauern teilweise zur Aufnahme von Kleider- und Wäscheschränken benützen. An das Schlafzimmer mag sich ein kleines Ankleidezimmer der Frau schließen. Dem Bad soll mehr Aufmerksamkeit als

bei der Mietwohnung entgegengebracht werden. Sein Fußboden mag kein Balken-, sondern ein massiver Fußboden sein, vielleicht in Zement gestampft und mit Fliesen ausgelegt. Die Badewanne wird ebenfalls aus Fliesen herzustellen sein, sie wird in den Boden eingelassen, einige Stufen führen auf ihren Grund. Das Fenster kann in bunter Verglasung feuchte Bilder zeigen. Vom Schlafzimmer der Eltern aus führt eine hohe Glastür auf den Austritt. Wir übersehen von hier aus am frühen Morgen unser ganzes grünes Besitztum und nehmen hier unser Luft- und Lichtbad.

Ich bin mit der Aufzählung und teilweisen Beschreibung der Räume, die die Grundrisse vom „Eigenhaus" aufweisen, zu Ende. Es gibt nun freilich so viele andere, größere und kleinere, schlechtere und bessere Grundrisse, die in dem und jenem von meinem Hausplan mehr oder weniger abweichen müssen. Ich glaubte mich indessen gezwungen, einen festen Grundriß, einen Typus zu nehmen, weil ich mich sonst nicht gut hätte klar machen können bei meinen Darstellungen über die Wechselbeziehungen zwischen Bedürfnis und Raumgestaltung — worauf es doch in der Hauptsache hinaus kommt, wenn es sich darum handelt, das spezifisch deutsche Bürgerhaus zu schildern. Es geht mir bei meiner Schilderung vielleicht wie dem Dramatiker, der im Schauspiel seinen Helden in so und so vielen einzelnen Seelenstücken so kennzeichnen muß, daß der Leser und der Hörer sich schließlich doch ein ganzes Bild von ihm machen können — und nicht nur von ihm, sondern

sogar von dem Typus Mensch, den er vertritt. Ist es mir nun gelungen, aus der Beschreibung der einzelnen Räume in ihrem Zusammenweben zueinander mein Haus euch so zu schildern, daß ihr einen Typus, und zwar den Typus des deutschen Hauses erkennt, — zunächst schon im Grundrisse, dann ist mein „typisches" Verfahren vollkommen entschuldigt. Natürlich mußte ich einen *solchen* Typus wählen, der möglichst viele Unterarten mit in sich faßt, deshalb wird das Haus für viele zu reich erscheinen. Bei 1 cbm für 20 Mark werden sich die Baukosten ohne Grundstück und Möblierung auf ca. 30—40 000 Mark belaufen.

Ich muß nun aber vor allem bei meinem Typus, bei meinem „Helden" bleiben, wenn es gilt, seine inneren Eigenschaften im Äußern zu kennzeichnen (Abb. 13). Habe ich ihn doch nicht von heute oder gestern hergeholt, sondern seines Stammbaumes Wurzeln im altgermanischen Herrenhaus zu finden gesucht. — Wenn auch das wiederholt vererbte Gut schmäler geworden und aus seiner Mittel- und Machtstellung herausgedrängt worden ist, weil die umgebende Kultur in ihren Verfeinerungen auch an diese „Helden- und Herrenfamilie" herantrat — so haben wir doch im wesentlichen die Verwandtschaft der jetzigen mit der urgermanischen Halle erkennen können. Diese Verwandtschaft wollen wir nun auch im Äußern zum Ausdruck zu bringen suchen, oder besser: sich selbst zum Ausdruck bringen lassen. Denn wie das urgermanische Haus in seinem Aufriß zunächst die große Halle zeigt, von dem mächtigen Hauptdach überdeckt, und wie dann

in dieses Hauptdach die kleineren Dächer einschneiden, die sich über die Nebenräume, die dem Hauptraum der Halle angegliedert sind (wie der Weibersitz, die Hausflur [Golf], die Vorhäuser) wölben, so daß wiederum in der ganzen Ansicht des Hauskomplexes das obengenannte Gesetz „der Subordination im Mannigfaltigen einheitlich" zum Ausdruck kommt — so soll auch im modernen bürgerlichen Wohnhaus die große Einheit, die im Dache am besten zur Erscheinung kommen wird, herrschen und sich die Anbauten in dieses Regiment einfügen. Das wiederholt vererbte Gut, die Halle, ist schmäler geworden — ihre Universalaufgabe von früher ist zu ihren Ungunsten in Einzelaufgaben aufgelöst worden, in welche sich die Räume in unserem Hause geteilt haben: es gibt ein besonderes Herrenzimmer, ein besonderes Eßzimmer, ein besonderes Frauenzimmer u. s. f. Gelingt es uns nun, diese Räume im Aufbau alle unter ein Dach zu bringen, dann haben wir ihre Zusammengehörigkeit im Äußern dokumentiert, dann hat unser Held etwas vom Adel seiner Vorfahren wieder gewonnen! Bringen wir die Räume also unter ein Dach! Unter ein Dach! Etwaige Vorsprünge, Risalite, Anbauten müssen mit ihren Dächern sich diesem Hauptdach unterordnen. So entsteht die große Einheit, auch in unserem mehr oder weniger bescheidenen Hause, jene Einheit, die dem Kölner Dom ebenso eigen ist wie der Pyramide von Gizeh, dem Braunschweiger Rathaus wie der Peterskirche — oder wie eben dem urgermanischen Herrenhause. Leider könnte ich für meine Idee von der Einheit in der Mannigfaltigkeit,

auf das moderne deutsche Haus gemünzt, nur wenige moderne Beispiele bringen. Ich sagte oben schon, die Deutschen haben noch nicht den rechten „Griff weg" im Schaffen des Einfamilienhauses. Sie bauen stilisierte Bauernhäuschen mit etwas Zutat aus altdeutscher Renaissance und Schloßbaukunst. Giebelchen, Erkerchen, Türmchen, an jedem Zimmer etwas, zerren am Hause rechts und links, nach oben und unten. Die meisterhaft empfundenen, meisterhaft in ihrer Nachahmung geschaffenen Bauten der italienischen — oder auch der deutschen Renaissance stehen außerhalb meiner Kritik, denn sie bilden Denkmale deutschen Wissens und deutschen Schönheitsempfindens in einer Zeit, wo eben der Deutsche in der Baukunst dem Nichts gegenüberstand — d. h. seinem eigenen Nichts. Aber jene Häuschen, die in hundert kleinen und großen Widerwärtigkeiten sich an die Straße drängen, eines das andere überschreiend: übler als die häßlichste Reklame — weil auf Jahre hinaus gebaut —, sehen die nicht aus, als ob sie eben nur für die Straße gebaut wären, nicht für ihren Besitzer?

Wer da bauet an der Straßen
Muß die Leute reden lassen —

Reden lassen — gern —. Aber nicht reden machen!

Wenn ich mir einen Hut aufsetze, der meine Augen vor der Sonne, der mein Haupt vor Regen schützt, und in seiner Form eben nichts anderes sein will als ein Hut, dann will ich die Leute reden lassen, denen mein Hut mißfallen sollte, — wenn ich aber dem Hut durch künstliche Buckel eine auffallende Form gebe,

ihn durch bunte Bänder „ziere“, oder die Krempe eckig schneide, dann habe ich keine andere Absicht, als die Leute reden zu machen. Im strengsten Sinne gehört dann der Hut nicht mehr mir, sondern ich teile seinen Besitz mit der Menge. Das tut der Mensch auch mit dem Haus, wenn er es anders gestaltet, als es die Räume darin in ihrer Gesamtheit, in ihrer Beziehung untereinander, verlangen. Aber mein Haus soll mein sein — ich will die Leute reden lassen über mein Haus, wie über mich, wenn ich mich selbst nur in meinem Heim wohlfühle, wenn ich mich selbst darin wiederfinde, nachdem ich mein eigenes Ich so lang habe mit andern im Geschäfte teilen müssen. Ich werde mir auch hinsichtlich der Anbringung von Schmuck an meinem Häuschen keine Vorschriften von andern machen lassen. Mein glatt geputztes Häuschen mit einfachen Fensterumrahmungen nimmt gern den Schmuck auf, den ich als bunte Tonfliesen oder als Malerei, oder auch nur als Fugenschnitt im Putze anbringe, ohne an Geschlossenheit zu verlieren. Der Sockel in Granit oder Ziegel, wie es die Gegend gibt, wirkt wie ein festes Podium, auf dem sich mein Anwesen stolz erhebt. Die offene, in den Garten vortretende Halle ist mit Mosaik belegt, als Terrazzofußboden, oder mit gerieften roten Tonplatten; wir möblieren sie mit leichten aber bequemen Rohrmöbeln; die Säulen, die das Hallendach, den Austritt des Schlafzimmers stützen, sind entweder viereckig glatt gemauerte Pfeiler, oder aber dorische oder toskanische Säulen — die Anklänge ans Altertum beleidigen den modernen Deutschen nicht, weil er in der Steinhalle

an sich schon ein exotisches Element erkennen wird. Ebensowenig braucht er sich zu scheuen, ein altes, schönes, echtes Gitter aus der Barock- oder aus der Empirezeit als Balkongitter auf dem Schlafzimmeraustritt zu verwenden. Es erzählt ihm mehr liebliche Geschichten als das Gitter, das in wilden aber modernen Krümmungen und Schwingungen um den Balkon herumrennt, ohne Ruhe zu finden. Es wird das moderne deutsche Haus ebensowenig schänden wie ein echter alter Pokal oder ein echter alter Sessel unser Zimmer schänden kann, — soweit wir nur in beiden Vertreter vergangener Zeiten, *Geschichtenerzähler*, erkennen. Die Einheit, die überwältigende, die überzeugend moderne Einheit des Ganzen am und im Hause bleibt doch ein für allemal gewahrt. Die Details der Säulenhalle, des Gitters, die Verzierungen in den Hauswänden verschwinden schon auf kurze Entfernung: aus dem grünen Garten, gleichsam eingerahmt von alten Nußbäumen oder Kastanienbäumen oder Linden, etwas über die Umgebung erhöht, tritt unser Heim, von Grün umsponnen, uns vor die Augen. Das rote Ziegeldach spannt sich schützend darüber, selbst eine Einheit, und nimmt als solche, wie ich oben sagte, die kleinen Dächer auf, die die Anbauten überdecken, ohne seine Herrschaft an diese zu verlieren. Ein Giebel, nicht im Riehlschen Sinne als Wahrzeichen des *deutschen* Hauses, sondern als offenes Auge nach dem Garten zu, birgt ein oder zwei Fremden- oder Dienstbotenzimmer. Er mag nach dem Garten blicken, nicht nach der Straße, denn der Giebel hat immer etwas Sprechendes, das Haus-

innere Offenbarendes an sich, während das Dach wie ein Visier wirkt, welches das Antlitz des Edlen der Menge verbirgt. Wir leben aber eben in der Zeit des „geschlossenen Visiers". Die Redlichkeit, die Lortzings Waffenschmied herbeisehnte, hat in unserer Zeit des Kampfes ums Dasein keine Stätte, sie gehört ins Reich der Ideale, der schönen Träume. Hier aber im Kampfe ums Dasein ist das geschlossene Visier notwendig. Und die hohe Gartenmauer. Und das weite Land. Der Praktiker seufzt: Das ist alles ganz schön und gut! Aber wie soll ich die kurze Pause zwischen 1 und 3 Uhr als Erholungszeit ansehen, auch im schönsten Häuschen, im stillsten Garten, hinter der höchsten Mauer, wenn ich eine Stunde auf die Bahnfahrt rechnen muß! Was wird aus der Mahlzeit und aus der Zeit darnach! — Kaum daß der letzte Bissen im Munde ist, möchte ich zur Bahn —.

Du hast recht, Praktiker, der du von 8—1 und von 3—6 im Dienste sein mußt — weil es deutsche Gewohnheit ist, sich mitten in der Arbeitszeit den Magen zu füllen, damit man nachmittags — ja recht müde ist. Für dich ist das Haus auf dem Lande auch ein Ideal — ebenso wie das Riehlsche Giebelhaus in der Stadt. Und wenn ich Riehl recht geben muß, der infolge seines schönen Traumes die Tischzeit wieder zwischen 11 und 12 Uhr legen möchte — der Bürger ist ja in der Stadt unmittelbar an seiner Arbeitsstätte —, dann muß ich im Hinblick auf das Haus, wie es die moderne deutsche Zeit verlangt, auf jene hinweisen, die den Einzelhausbau zuerst sich selbst zu gute schufen, auf die Engländer. Ihre durch-

gehende Arbeitszeit verschafft ihnen einen ununterbrochenen Rest des Tages von der mittleren Nachmittagsstunde an. Sie verlassen die Stadt, um sie erst wieder am nächsten Morgen aufzusuchen. Das ist billiger, gesünder, zeitsparender. Ist es undeutsch?

Kennzeichnet denn das den Deutschen, daß er zwischen 11 und 12 Uhr zu Mittag ißt, wie es die Bürger der alten Zeiten taten, als die Stadt selbst noch Platz hatte für Einfamilienhäuser?

Ich meine: der Engländer wird über die Art der Nachahmerei nicht lachen, und wir selbst werden uns, auch wenn wir erst zwischen 3 und 4 Uhr Mittag essen, noch ganz gut deutsch fühlen. Vor allem aber werden wir einsehen, daß es besser ist, mit vollem Magen im Garten spazieren zu gehen oder auch zu ruhen, anstatt in die Stadt zu fahren und dort am Schreibtisch zu sitzen gebeugt über Akten oder Kassenbüchern.

Dann werden wir die wahre Muße haben, uns über unser „zuhause" zu freuen, das Heimatgefühl wird in uns stark und wir werden stolz und froh sein, ein deutsches Haus zu eigen zu haben, deutsch, wie es unsere Lebensgewohnheiten von je waren, deutsch, wie es die heutige Zeit fordert.

Register.

(Die Zahlen bedeuten die Seitenzahlen.)

A.

Abende, offene 94.
Abort 16.
Absetztisch 77.
Abstellraum 124.
Arbeitszeiten 137, 138.
Äußeres des Eigenhauses 132—136.

B.

Bad 106.
Bank 40, 47, 48.
Bauherr 26, 27.
Beisetztisch 98.
Beleuchtung 68.
Beleuchtung im Zimmer der Frau 92.
Beleuchtung im Speisezimmer 79, 80.
Bett 104, 105.
Bilder 64—67, 78, 93.
Blumentisch 60, 84—87.
Büchergestell und -schrank 100, 101.
Büfett 75, 76.

D.

Dach 137.
Decke 30.
Diwan 101.

E.

Eiche 42.
Eigenhaus, das Deutsche 116—138.
Einbauten 123.
Empfangszimmer 88.
Empire 92.
Englische Häuser 118.
Erker 38, 58.
Essen und Trinken 71, 72.

F.

Familientisch 39, 40.
Fenster 60—62.
Fenster im Speisezimmer 79.
Festlichkeit 36.
Fußboden 32, 33.
Fußboden im Zimmer des Herrn 103.

G.

Geländereinbau 58.
Großstadt 120.
Gute Stube 12.

H.

Häkeldecke 50.
Halle 123—130.
Hauswirt 20.
Heizkörper 24.
Himmelsgegenden 16.
Holzart 42.

J.

Innenkünstler 113.
Junggesellenwohnung 1, 111—115.

K.

Kamin 23 f.
Kerzenlicht 80.
Kiefer 42, 74.
Kind, im Wohnzimmer 57.
Kissen 48—51.
Klavier 70.
Kredenz 77.
Kultur 35.

L.

Lampe 21, 39.
Landwohnung 15, 120.
Linoleum 33, 100.
Lufterwärmung 20, 22.
Luftwechsel 21.

M.

Mahagoni 90.
Maschine 43, 44.
Mietkosten 13.
Mietwohnung, die bürgerliche 11.
Möbel im Schlafzimmer 104.
Möbel im Speisezimmer 74.
Möbel im Wohnzimmer 42.
Möbel im Zimmer der Frau 90.
Möbel im Zimmer des Herrn 99.
Möbelkataloge 111.
Möbelkunst 43.

N.

Nähtisch 59.
Nebenräume 106.

O.

Obergeschoß des Eigenhauses 130.
Ofen 23, 25, 26, 40.
Ofenbank 40.

P.

Palaststil 7.
Platz der Frau 57—60.
Portière 63.

R.

Raumlage 14 f.
Raumzahl 13.

S.

Salon 13, 94.
Schlafzimmer 103—106.
Schreibtisch 97, 98.
Schreibtischsessel 99.
Sitzgelegenheiten 90.
Sofa 47, 52, 53.
Speisetisch 69, 70.

Speisezimmer 69—81.
Spiegel 91, 92.
Stadtwohnung 15, 16.
Stil 4.
Stuhl 77, 78.

T.

Tapete 28—30, 63, 64, 102.
Teppich 54—56.
Tisch 43, 44, 46.
Tischdecke 46.
Tisch im Zimmer des Herrn 102.
Topfpflanzen 84—86.
Tür 62.

V.

Vorhang 80.

W.

Wand 27—29, 41.
Wandschmuck im Zimmer des Herrn 102.
Wandschrank 108, 109.
Warenhäuser 44.
Waschtisch 105.
Wohn- und Speisezimmer, gemeinschaftliches 36, 81 bis 87.
Wohnzimmer 34—69.

Z.

Zimmer der Frau 14, 87 bis 95.
Zimmer des Herrn 14, 95 bis 103.

Druckfehlerberichtigung:

S. 69, 3. Zeile v. ob. statt Autorität = Einrichtung.

3 Darmstädter Kunstzeitschriften

von internationaler Verbreitung.

Herausgeber Hofrat ALEXANDER KOCH-Darmstadt.

Kind und Kunst

Neue illustrierte Monatsschrift zur Pflege der „Kunst im Leben des Kindes". Jährlich 12 Hefte mit ca. **500** Illustr. und farb. Beilagen Mk. **12.—**. II. Jahrgang ab 1. Oktober 1905.

Probenummer mit 50 Illustrationen Mk. **1.25.**

Band I gebunden ca. **400** Seiten mit ca. **600** Illustrationen Mk. **14.—**.

Deutsche Kunst u. Dekoration

Illustr. Monatshefte für moderne Malerei, Plastik, Architektur, Wohnungskunst und künstlerische Frauenarbeiten. Jährlich 12 Hefte mit ca. **1000** Illustrationen Mk. **24.—**. Elegant gebunden in 2 Bänden Mk. **28.—**. Bis Weihnachten 1905 erschienen 16 Bände.

Probenummer mit ca. 175 Illustrationen Mk. **2.50.**

Innen-Dekoration

Illustr. Monatshefte für die Ausschmückung und Einrichtung mod. Wohnräume in Wort und Bild. — Jahres-Abonnement (ca. **500** Illustr.) Mk. **20.—**. Die Weihnachtsbände 1902, 1903, 1904 u. 1905 (mit je **500** Illustr.) geb. à Mk. **25.—**, die 4 Bände zus. Mk. **80.—**.

Probenummer mit ca. 60 Illustr. Mk. **2.50.**

Man verlange gratis ausführliche Prospekte über obige Zeitschriften sowie weitere Kunst-Publikationen von der

Verlagsanstalt ALEXANDER KOCH, Darmstadt.

DRESDENER WERKSTAETTEN :: FUER HANDWERKSKUNST ::

fertigen Einzelmöbel, vollständige Zimmer- und Wohnungseinrichtungen, kunstgewerbl. Hausrat jeder Art :: :: Mitarbeiter die hervorragendsten deutschen Künstler :: Untadelige Ausführung :: Preise dem Rohstoff entsprechend billig, mittel und hoch :: Zimmer von 400 Mark an :: Die Ausstellung, zu deren zwangloser Besichtigung wir höfl. einladen, und Werkstätten .. BLASEWITZER STRASSE 17 ..

Verkaufsstelle: SEESTRASSE 18, Ecke Ringstrasse

Empfehlenswerte Firmen

für die in diesem Büchlein behandelten Kunstgebiete:

Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst, Dresden :: Epple und Ege, Stuttgart (Möbel) :: Freiburger Trockenstuckfabrik Jakob Lauermann, Freiburg i. B. :: Otto Fritzsche, München (Möbel) :: Gladenbeck & Co., Friedrichshagen (Gießereien) :: Krefelder Teppichfabrik A.-G., Krefeld :: Kunstgewerbehaus Georg Hulbe, Hamburg :: Linoleum-Werke «Hansa» A.-G., Delmenhorst :: Gebr. Micheli, Berlin (Plastik) :: Ofenfabrik Köln, Köln a. Rh. :: Offenburger Glasmosaikwerke G. m. b. H., Offenburg :: Anton Pößenbacher, München (Möbel) : Saalecker Werkstätten G. m. b. H., Saaleck bei Kösen, Saale :: Ludwig Schäfer, Mainz (Möbel) :: Schlegel & Ulbrich, Seringswalde (Möbel) :: Paul Stotz G. m. b. H., Stuttgart (feine Metallarbeit) : Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk G. m. b. H., München Werkstätten für deutschen Hausrat Theophil Müller, Dresden :: Winterstein & Quaas, Leipzig (Stickereien) : K. Zeyher & Co., Mannheim (Möbel)

Neu:

Kapitalanlage

Anleitung zu zweckmäßiger und vorteilhafter Vermögensverwaltung für alle Stände

von

Sigmund Schott

Dritte Auflage, 100 Seiten Oktav, gute Ausstattung

Verlag von Paul Waetzel in Freiburg i. B. und Leipzig

Preis 1 Mark

1.35 Fr. 1.20 K. ö. W.

„Der Männer, die unendlich mehr Kenntnisse von dahin einschlagenden Dingen besitzen, als ich, der Männer, die unendlich mehr Scharfsinn haben als ich — gibt es überall die Menge. Aber deren, die beides, Kenntnisse und Scharfsinn, auch nur in leidlichem Grade in sich vereinigen, gibt es so viele schon nicht. Unter diesen wenigen gibt es noch wenigere, welche diesen Scharfsinn, den sie haben, auf dergleichen Kenntnisse, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können oder zu dürfen glauben."
(Lessing.)

Jetzt, wo die Schwierigkeiten für die Geldanlage sich vergrößert haben, will umsichtiger noch als früher die Frage der Vermögensverwaltung erwogen sein.

Wer mit dieser menschlich so sehr wichtigen Angelegenheit zu tun hat, der kleine Sparer und der größere Kapitalist, dürfte sie gern an der Hand des hier angekündigten Buches durchdenken und von dem breiten Einschlag an Gedanken und Erfahrungen, welche es uneigennützig hergibt, zweckmäßigen und vorteilhaften Gebrauch machen wollen.

Der Verfasser, Herr Sigmund Schott in Frankfurt a. M., ein durch seine langjährige praktische Erfahrung und seine vielfach literarische Tätigkeit in weiten Kreisen bekannter Fach-

mann, hat seinen Namen bei der Schrift bei ihrem ersten Erscheinen nur deshalb nicht genannt, weil er nicht den Eindruck aufkommen lassen wollte, als sollte damit irgend eine Tendenz vertreten, irgend einem Bankinteresse gedient werden. Finanzminister Dr. Buchenberger hat persönlich lebhaft mündlich und schriftlich an dem Entstehen der Arbeit teilgenommen und noch kurz vor seinem Hinscheiden ihr die freundlichsten Wünsche gewidmet.

Nun erscheint das Werkchen bereits in dritter starker Auflage.

Bei der maßgebenden Kritik und auch in Regierungskreisen hat es gleich anfangs hohen Anklang gefunden, „denn", so würdigt die „N. Zür. Ztg." die Schrift, „was an ihr besonders wohltuend auffällt und ihr den hohen Wert verleiht, den wir ihr beimessen, ist der streng sachliche Charakter, die **Gewissenhaftigkeit,** mit der es dem Verfasser darum zu tun ist, aufklärend und belehrend zu wirken: er will das große Publikum zum Denken in den Fragen seiner Vermögensanlage anregen. Denn ein großer Teil derjenigen Leute, die einiges Kapital anzulegen haben, ist fast rührend harmlos in diesen Dingen, und nicht allen, denen das Geschick zu etwas Kapital verhilft, verleiht es auch den nötigen Verstand für dessen Anlage."

„Es ist wahr, ich kann es nicht genug würdigen —", schreibt einer der Großen unserer Zeit über das Buch an den Verfasser, „und ich habe das Bewußtsein, daß unsereiner **schon um seiner selbst und seiner Kinder willen** mehr von solchen Dingen wissen und vor allem gewußt haben sollte —"

In gleichem Sinne hält ein hervorragender Staatsmann es für „eine sehr nützliche, manche Schädigung abzuwenden geeignete Gabe für Persönlichkeiten, die einen eigenen Hausstand und eine eigene Vermögensverwaltung gründen", — ein anderer hoher Verwaltungsbeamter es für „ein Werk, dem sich keins ähnlicher Art an die Seite stellen kann!"

Zu den eindrucksvollen, scharf herausgearbeiteten Lehren kann ein berühmter Deutscher im Auslande sich nicht enthalten zu schreiben:

„Schade, daß ich die Schrift nicht 13 Jahre früher gekannt habe! Sie hätte mir vielleicht den Verlust von Hunderttausenden erspart, die Pfennig für Pfennig mit harter Arbeit erworben waren — — —"

Und ein hervorragender zeitgenössischer Schriftsteller:

„Die Schrift dürfte bald eine gewisse Berühmtheit erlangen!"

Solche und ähnliche rückhaltslos anerkennende Urteile liegen noch in großer Anzahl vor, darunter von verschiedenen Männern in sehr hoher Lebensstellung, von bedeutenden Zeitungen und Fachzeitschriften, wie z. B.: „Frankfurter Zeitung", „Vossische Zeitung", „Berliner Börsenzeitung", „Berliner Börsenkurier", „Berliner Lokalanzeiger", „Berner Bund", „Breslauer Zeitung", „Kölnische Zeitung", Wiener „Zeit", „Aktionär", „Bankarchiv", „Südd. Börsenkurier", „Financial News" u. s. f. Von hervorragenden Fachmännern wird das Schriftchen als das beste, ja als das einzige vortreffliche auf diesem Gebiete bezeichnet, das berufen sein dürfte, in der einschlägigen Literatur als geradezu klassisch bezeichnet zu werden und seinen Rang dauernd zu behaupten.

Das außerordentlich **klar** geschriebene Büchlein behandelt die verschiedenen Gebiete der Vermögensverwaltung in so **deutlicher** und **belehrender Weise,** daß auch der mit diesen Fragen gar nicht Vertraute sich darnach ein volles Urteil bilden kann, und zwar wird **nicht nur die Vermögensanlage in Wertpapieren, sondern auch diejenige in den Sparkassen, in Häusern, Hypotheken, Lebensversicherungen, die Leibrente, die Aufbewahrung von Wertpapieren u. s. w.** behandelt, wobei der Verfasser vielerlei beherzigenswerte Winke gibt — „für alle denkbaren Fälle", hat ein hervorragender Finanzmann geurteilt, „seien darin die Wege gewiesen, nach welchen auch der weniger Kundige mit dem geringstmöglichen Wagnis sein Vermögen nutzbringend anlegen kann", dies in einer Darstellung, welche, wie die „Münchner Allgemeine Zeitung" hervorhebt, **„von keinerlei Tendenz getragen ist, einem großen Bedürfnis entgegenkommt, aufklärt und belehrt."**

Rudolph Vogel

Märchen und Schwänke für jung und alt

Drei Bände mit Bildern von Johannes Gehrts

1. „Frau Märe", fein gebunden, Mk. 3.80
2. „Glückskindle", „ „ „ 4.50
3. „Spinnweiblein", „ „ „ 3.80

Verlag von Paul Waetzel in Freiburg i. B. und Leipzig

Zu dem Besten, was einsichtige Eltern und Erzieher sich freuen ihren Kindern als Geschenk machen zu können, gehören heute die Märchenbücher von Rudolph Vogel, mit Bildern von Johannes Gehrts.

„Vogels Märchen werden wie Andersens, wie Musäus und Bechsteins Märchen ganz ohne Zweifel zum Allgemeingut werden, vielleicht mit noch größerem Recht als jene drei Sammlungen." Frida Schanz.

Prof. Dr. M. R. Werner, Lemberg, urteilt über Vogels Märchenbücher in der „Zeit", Wien, 25. September 1904, S. 18: „Mit gutem Humor und freundlichem Ernst werden Märchen darin zum besten gegeben, die sich an alte Motive frei anlehnen und von einem reichen Gemüt, einem kindlichen Sinn, einer gefestigten Lebensphilosophie Zeugnis ablegen. Frohmut spricht zu uns, der aber unter heißen Kämpfen erstritten ward, Kindlichkeit tut sich auf, zu der sich ein hart geprüfter Mann im Laufe eines arbeitsreichen Lebens wieder zurückgerungen hat. Die niemals schlafende Sehnsucht nach dem Jugendparadies erfüllt seine Seele und gibt ihm die Kraft, echt dichterische Märchen zu gestalten. Es liegt tieferer Sinn in ihnen wie in den Volksmärchen, manches läßt sich deuten und symbolisch auffassen, aber niemals verstandesmäßig, sondern durch das Gefühl. Etwas Musikalisches klingt aus allen diesen schlichten und so ergreifenden Geschichten; mythologische Vorstellungen sind glücklich genützt, auch Erinnerungen an alte Sagen oder mittelalterliche Schwänke. Schalkhafte Wendungen stellen sich ungezwungen ein, und dann wieder Worte voll Weisheit und packender Prägnanz. „Des Menschen Alter zählt nicht nach Jahren, sondern nach gramvollen Nächten", so lautet eines dieser Worte, das man geradezu als Motto brauchen könnte für diese Märchen; sie erzählen dann aber mit Vorliebe von dem „Hoffnungsstern", der auch in die gramvollste Nacht seinen Schimmer wirft. Beide Bände sind so gesund und so erfrischend, ohne jede Affektation und gesuchte Poetasterei, daß man Rudolph Vogel neben Richard Leander (Volkmann) stellen darf und sich freuen muß über einen solchen Dichter.

Wer aber weiß von ihm? Er verbirgt sich schämig mit seinem Schatz an reicher Poesie vor dem großen Publikum, tut nichts dazu, seine Märchen auszubieten, sodaß selbst seine nächsten Bekannten von seiner dichterischen Tätigkeit nichts ahnen. Wie viele Eltern würden ihren Kleinen zu Weihnachten die größte Freude machen, wenn sie ihnen diese gediegenen Märchen unter den Christbaum legten, und wer weiß, ob der Erfolg den Dichter nicht veranlaßte, weitere Märchen zu erzählen. Er hat eine so entschiedene Begabung, daß man immer wieder überrascht wird."

„Seine beiden Märchensammlungen kann ich aufs wärmste empfehlen und bin gewiß, daß jeder Leser mit meinem Urteil übereinstimmen wird. Möchten sich Eltern und Freunde der Jugend den Namen Rudolph Vogel merken!"

Viktoria Zähringers Kochbuch

über 1400

erprobte und durchaus zuverlässige Rezepte; umfaßt außerdem:

Waschen und **Bügeln** — **Gemüse-** und **Obstbau, Blumenzucht** von Universitätsgärtner E. Eibel — **Weinbereitung,** auch **alkoholfreier Weine,** von Alexander Würtenberger — **Gesundheits-** und **Krankenpflege** von Dr. med. Eschle — u. a. m.

Mit drei Tafeln in Dreifarbendruck

(ausgehauene Stücke von Schlachtfleisch, geschätzte Speisefische, eßbare Pilze) **und vielen Abbildungen im Text.**

Papier, Druck und Einband sind gediegen.

Hochfein gebunden Preis 4 Mark 80 Pfg.; das Kochbuch allein (nur Kochrezepte) 3 Mark.

Verlagshandlung Paul Waetzel in Freiburg i. B. und Leipzig

Für sparsame Frauen und Mädchen

wird das neue praktische

Viktoria Zähringersche Kochbuch,

welches bewährt ist im Umkreis der Tätigkeit der Frau im Hause, desto mehr Bedürfnis, je mehr die weibliche Jugend auf den eigenen Verdienst ausgeht und damit einer gründlichen Erlernung des Haushaltes vor der Ehe entzogen wird, je bedeutendere Anforderungen bei dem Dienstbotenmangel von heutzutage an die Fertigkeit und Leistungsfähigkeit der Hausfrau selbst gestellt werden.

In demselben Verlag ist erschienen:

Geistige Waffen

Ein Aphorismenlexikon

Zusammengestellt von **C. Schaible**

656 Seiten mit Autorenverzeichnis, fein gebunden M. 7.50.

Von der gesamten Kritik
als **Geschenk-** und **Hausbuch** warm empfohlen.

Man kann sich auf die denkbar rascheste Weise daraus unterrichten, was **die ersten Geister aller Zeiten und Völker** über Dinge wie Halbbildung, Nachahmung, Originalität, Sozialdemokratie usw. usw. gedacht und in knapper Form geäußert haben.

Kein besseres Nachschlage- und Hilfsbuch **zu allen geistigen Arbeiten und öffentlichen Reden sowohl als auch in allen die Lebensweisheit und Lebensführung** berührenden Fragen, als die „Geistigen Waffen".

Verkleinerte Textprobe:

Der Mensch kann nur **glauben,** wenn er will. — St. Augustin.
Wer da **glaubt,** dem ist das Heil'ge nah'. — Schiller.
Nur was wir selber **glauben,** glaubt man uns. — K. Gutzkow.
Der **Glaube** mehrt die Tatkraft. — Franz Liszt.
Der **Glaube** ist ein Gefühl in der Seele. Es gibt den Aussagen ihres Urteils besonderes Gewicht und Einfluß, läßt sie wichtig erscheinen, zwingt sie der Seele auf und macht sie zu den herrschenden Grundsätzen unserer Handlungen. — Th. Carlyle.
Sinnlich wahrnehmbare Sicherheit gibt es auf keinem Wege, am wenigsten auf dem Wege des reinen **Glaubens.** — Fénélon.
Die Wissenschaft will nur **glauben,** was sie weiß, die Kirche nur wissen, was sie glaubt. — Jak. Grimm.

usw.

Zu Festgeschenken vortrefflich geeignet ist diese **Sammlung bedeutsamer und treffender Aussprüche der hervorragendsten Denker aller Zeiten.**

Alle Buchhandlungen liefern auf Wunsch das Buch zur Ansicht.

10405

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01421 3322